7. HEFT. 11. FEBRUAR. 1909.

Willkommen.

Von

Karl Lamprecht.

König Eduard ist in diesen Tagen Gast des Kaisers, der Stadt Berlin und des Reiches. Wir begrüßen ihn aufrichtig, da er den Ort betritt, der die Heimat seiner Schwester geworden war, und das Land, dem seine Ahnen einst ganz angehört haben und dem er selbst noch einmal, durch seinen Vater, mit der Hälfte seines Blutes verwandt ist. Und wir betonen, wie dieser Zusammenhang auf der breiten Grundlage nationaler Verwandtschaft der beiden vertretenen Völker, der breitesten, die in der geschichtlichen Welt bekannt ist, beruht. Im Engländer mischen sich mit überwiegenden niederdeutschen und nordgermanischen Elementen vornehmlich keltische, im Deutschen kommen zur germanischen Anlage Momente des Keltischen und Slawischen; gemeinsam ist beiden das Teutonische, das Hauptelement europäischer Expansion über die Welt: und um einen Freundschaftsaustausch teutonischer Elemente vor allem handelt es sich in den nächsten Tagen.

Daß dabei die Politik im Vordergrunde stehen wird, selbst wenn nicht ein einziges Wort Politik gesprochen werden sollte, ist klar. Denn wann wären Teutonen zusammengekommen ohne einen Vorrat ernster Gedanken über allgemeine Fragen? Und Gedanken sind Absichten.

Auf politischem Gebiete handelt es sich zwischen England und dem Reiche um die Ausgleichung sehr ernster Gegensätze, deren Hervorbrechen keineswegs dem Willen und

der Kraft eines einzelnen, und wäre es König Eduard, verdankt wird. Die äußere Geschichte Europas ist bis zum 14. und 15. Jahrhundert in dem Ausgleich der Gegensätze zwischen dem westlichen und dem zentralen Europa verlaufen. Den politischen Mittelpunkt bildete dabei der geographischen Lage nach Frankreich, der Machtstellung nach Deutschland; Deutschland war dabei in der allgemeinen Konstellation der Dinge in einer ähnlichen Position etwa wie heute Rußland: und wie für Rußland, so erhielt sich für das alte Reich die Gewohnheit des Übergewichts auf lange Zeit hindurch, vornehmlich deshalb, weil es das größte peripherische Reich der gesamten europäischen Staatengruppen und insofern nicht leicht angreifbar war.

Diese Lage verschob sich von dem Moment an, da das Reich im Osten und Norden Nachbarn von Bedeutung erhielt. Dieser Prozeß begann mit der Erhebung Litauens, Polens und Ungarns im 14. und 15. Jahrhundert, setzte sich fort mit dem Aufschwung der Türkei im 15. und 16. und Schwedens im 17. Jahrhundert und war vollendet mit dem Eintreten Rußlands in den Kreis der großen europäischen Mächte im 18. und 19. Jahrhundert. Die Frage aber der politischen Mündigkeitsentwicklung Osteuropas war für Deutschland der Verfall des Reiches, das nun von West und Ost angegriffen werden konnte und angegriffen wurde: und die Führung der europäischen Geschichte ging an Frankreich-England und Rußland über.

Dieser Zustand der Dinge ist durch die nationale und wirtschaftlich-imperialistische Erhebung Zentraleuropas im Laufe der letzten zwei bis drei Generationen unterbrochen worden. Italien fand eine beinahe gänzliche, Deutschland eine minder vollendete nationale Einheit; Österreich begann, wenn auch im Verhältnis zu Deutschland und selbst zu Italien etwas verspätet, in den wirtschaftlichen Aufschwung einzutreten. Was sich innerlich angebahnt hatte und vorwärts zu stoßen begann, brachten äußerlich der deutsche Sieg über Frankreich und die Vollendung der italienischen Einheit durch Einnahme des Kirchenstaates zum Ausdruck. Mitteleuropa erstrebte und erreichte auf einige Zeit die politische Hegemonie des Erdteils; Frankreich als führende Macht des Westens wurde auf das Mittelmeer, nicht minder Rußland als führende Macht des Ostens auf Konstantinopel abgedrängt: Türkenkrieg und koloniale Zusammenfassung des Nordrandes Afrikas durch Frankreich waren die Folge, das Mittelmeer wurde wieder ein politisches Gewässer, und über die politische Behandlung der alten Länder des römischen Imperiums hinaus erfolgte der Übergang zur Weltpolitik, in deren Verlauf denn auch England von den Wirkungen der Veränderungen Zentraleuropas betroffen wurde.

Das war die Lage, die König Eduard vorfand: und er hat sie, sehr natürlich vom englischen Standpunkte, dadurch akzentuiert, daß er ein engeres Verhältnis zu Frankreich und Rußland anbahnte. Natürlich aber wurde dadurch auch die neue Situation Mitteleuropas, wie sie im Dreibund Ausdruck gefunden hatte, bedroht: und dies ist die Lage der Gegenwart.

Wird sich an dieser allgemeinen Konstellation rasch etwas ändern?

Soviel ist klar: es könnte schwerlich ohne eine gewaltige kriegerische Katastrophe geschehen, vor der schließlich jedermann zurückbebt.

Dennoch ergeben Einzelveränderungen in der politischen Gesamtlage Europas immer wieder die Möglichkeit und reifen auch zu der Absicht, eine generelle Verschiebung mit kleineren Mitteln hervorzurufen. Und hierdurch entsteht ein Hin und Her der Beziehungen, dessen Behandlung für England, dem einzigen europäischen Inselstaat, besonders leicht und vorteilhaft ist.

Die letzte Phase in dieser Entwicklung, die wir eben noch durchlaufen, die orientalische, zeigt indessen, daß eine solche Politik doch auch für ihre wichtigsten Teilnehmer und teilweisen Urheber nicht ohne Gefahr ist. Zunächst haben sich diesmal doch die Fäden, welche Frankreich und Rußland mit England verbinden, als nicht genügend stark erwiesen, um diese Staaten ganz auf englische Seite zu ziehen; das System englischer Bevormundung und Ausnutzung kontinental-europäischer Gegnerschaften ist schon zu alt, um nicht in das politische Bewußtsein der kontinentalen Massen eingedrungen zu sein, und erweist sich, weil bekannt, schon als minder wirksam. Vor allem aber hat auch nur der Versuch schon, die orientalische Frage stärker anzupacken, zu einer Amalgamierung der deutschen und österreichischen äußeren Politik geführt, die nicht umhin kann, daran zu erinnern, daß dies früheste Rezept äußerer Einheitsbewegung darin bestand, ein österreichisch-deutsches Doppelreich mit gemeinsamer auswärtiger Politik zu erstreben. Die deutschen Stämme und Staaten haben als politischen Hauptfehler stets den Partikularismus gehabt; und bei optimistischer Auffassung der politischen Entwicklung des letzten Menschenalters möchte mancher Deutsche darum vielleicht dankbar das Geschick der französisch-russischen Aussöhnung preisen, das um die spröden Dauben des deutschen Reichsgefäßes einen Reifen eiserner Verschweißung gelegt hat; es kann darum vielleicht gar nichts schaden, wenn England Mitteleuropa, und zwar zunächst Deutschland und Österreich, verwandte Dienste leistet. Wegen Italiens aber bedarf es kaum der Beunruhigung: es wird im Momente der Gefahr, wie bisher stets, nicht den zum Freunde wählen, dem die nationalen Sympathien gelten, sondern den, der sichere Vorteile zu verbürgen weiß.

Diese Gedanken bedürfen in diesem Moment nicht weiter des Ausspinnens. Aber wie wir uns daran gewöhnt haben oder gewöhnen sollten, politische Feste, wie den Geburtstag des Kaisers oder den Gründungstag des Reiches, nicht mit leerem Hurra, sondern mit Versuchen politischer Aussprache zu feiern, die in vielen Fällen gegenseitige Verständigung und zumeist doch wenigstens einen Fortschritt politischen Denkens bedeuten, so scheint es doch richtig, sie eben jetzt und eben bis zu dem erreichten Ende auszuführen: als einen schlichten Beitrag zur Begrüßung König Eduards.

Zum Besuch unseres Königs in Berlin.

Von

Lord Avebury - London.

Ich bin der Überzeugung, daß unser König Deutschland als ein Bote des Friedens und der guten Gesinnung unserer Landsleute für das deutsche Volk besucht.

Deutsche und Engländer gehören zu derselben großen Rasse und Religion. Unsere gegenseitigen Interessen liegen auf gemeisamen Bahnen und ein Krieg würde diese zerstören. Wir haben bis heute nie einen solchen Krieg gehabt, und ich kann nicht einsehen, warum wir ihn jetzt haben sollen. Ich bin auf alle Fälle sicher, daß England mit Feindseligkeiten nicht beginnen wird, und habe auch nie einen Augenblick daran geglaubt, daß Deutschland dies tun will. Es wird sehr oft gesagt, daß wir Deutschland einschließen und seine Ausdehnung verhindern oder doch wenigstens die Auswanderung seiner überflüssigen Bevölkerung unmöglich machen. Das ist sicher ein Mißverständnis. Unsere großen Kolonien sind unter eigener Regierung und sie machen daher keinen Unterschied zwischen englischen und deutschen Auswanderern.

Wir würden ohne Zweifel sehr erfreut sein, wenn Deutschland sich einverstanden erklären sollte, ein Ende mit den weiteren Vergrößerungen der Flotte zu machen. Wir denken, daß unsere nationalen Flotten hinreichend groß und stark sind, und wir verstehen daher nicht, aus welchen Gründen die deutsche Regierung ihre Flotte in so umfangreicher Weise vergrößert. Dieses hat natürlich entsprechende Vergrößerungen der Flotten der anderen Länder, eingeschlossen der unserigen und der Frankreichs, zur Folge. Aber, wenn wir auch die Vergeudung von soviel Geld bedauern; besonders da der Grund dafür ein Geheimnis bleibt, so kann man Deutschland doch nicht das Recht absprechen, über seine Flottenpolitik allein zu entscheiden. Was auch immer der Grund Deutschlands für die Übernahme einer so großen und, wie wir denken, unnützen Bürde sein sollte, die neuen Schiffe werden nie zur Verteidigung gegen unseren Angriff dienen; denn wir sehen auf einen englisch-deutschen Krieg als einen Schrecken und als eine Handlung des Wahnsinnes.

England kann durch die Prosperität Deutschlands nur Vorteile gewinnen und umgekehrt. Wir haben daher in England nicht nur aus starken und materiellen Gründen, sondern auch aus höheren und vornehmeren Motiven, freundschaftliche Wünsche für das deutsche Volk. Was man auch sagen möge: Haß und Eifersucht sind uns fern.

* * *

Lord Landsdowne, der frühere Leiter der auswärtigen Politik Englands, schreibt uns: „Ich erkenne die Wichtigkeit einer Verständigung zwischen Deutschland und England an, aber ich möchte zu dieser Angelegenheit nicht selbst öffentlich das Wort nehmen."

* * *

Joseph Allan Baker, Mitglied des Parlaments, der bekannte englische Politiker und Industrielle, schreibt uns:

Persönlich bin ich sehr erfreut über die liebenswürdige und freundschaftliche Aufnahme, die unserem König und unserer Königin in Deutschland zugedacht ist, und ohne Zweifel wird Gutes aus diesem Besuch erwachsen, der — wie wir alle glauben — im Interesse des Friedens und einer näheren Freundschaft mit Deutschland erfolgt.

Ich bin fest davon überzeugt, daß eine englisch-deutsche Allianz von größter Wichtigkeit wäre.

Je eher sie zustande kommt, um so besser nicht nur für die beiden Länder und Völker, sondern für die ganze Welt. Ein Krieg zwischen England und Deutschland würde eine absolute Lahmlegung des ganzen Welthandels bedeuten, und wer auch die Oberhand behielte, er könnte seines Sieges nicht froh werden. Die Zerstörungen, die ein solcher Krieg hervorrufen würde, sind kaum auszudenken.

Auch der moralische Effekt eines Krieges zwischen zwei Ländern, die dieselben ethischen Ideale haben und einander so viel verdanken, würde nicht nur eine nationale Schande, sondern eine Kalamität für die ganze zivilisierte Welt bedeuten.

Während zweier Besuche, die ich im letzten Jahre im Interesse des Friedens und guter Beziehungen in Deutschland gemacht habe, konnte ich beim Vergleich weder dort noch hier etwas entdecken, was nach Unfrieden oder Streit aussah. Jene Presse, die Zwistigkeiten hervorzurufen sucht, repräsentiert — wie ich sehe — auf beiden Seiten weder die öffentliche Meinung noch die Regierungen.

* * *

Reginald John Campbell, das Haupt der modernen theologischen Bewegung in England, schreibt uns: „Jeder patriotische Engländer bedauert das Mißtrauen, das so lange zwischen Deutschland und England, oder besser gesagt, zwischen gewissen Richtungen der öffentlichen Meinung in beiden Ländern existiert, und wird alles ernstlich willkommen heißen, was Wert für eine Annäherung zwischen den beiden Nationen haben könnte. Keine Partei in diesem Lande hat jemals Krieg mit Deutschland gewünscht, jede wird auf die Möglichkeit eines solchen Ringens nur mit Schrecken sehen. Es würde daraus nur ein unendliches Elend für die Zivilisation entstehen. Es kann allerdings nicht geleugnet werden, daß ein gewisser Konflikt materieller Interessen in der kaufmännischen Welt existiert hat und noch existiert; aber dieser ist nie ernstlich genug gewesen, um zu einer wirklichen Fehde zu führen und es ist auch nicht anzunehmen, daß ein Krieg denselben beseitigen könnte. Was jetzt mehr als alles andere notwendig ist, ist, daß jede der beiden Völkerschaften von dem guten Willen der anderen überzeugt werde, und das ist, wie wir alle hoffen, nunmehr, da König Eduard nach Berlin kommt, auf einem guten Wege zur Verwirklichung."

Ein englisches Nationaltheater.

Meine lieben Engländer,

Ihr rüstet Euch, Shakespeares dreihundertsten Sterbetag (im April 1916) würdig zu begehen, und wollt zur Erinnerung an den größten Dichter englischer Nation etwas Bleibendes schaffen.

Hie Shakespeare-Monument — hie Nationaltheater!

Die eine Partei ist für die Errichtung eines Shakespeare-Denkmals in London, wo der Dichter bisher nicht die ihm gebührende monumentale Verkörperung gefunden habe; die andre für die Errichtung eines Nationaltheaters, das in erster Linie der Pflege seiner Dramen gewidmet sein soll. Noch sind die Würfel nicht gefallen; aber es scheint, als ob der zweite Plan durchgesetzt würde. Hoffentlich.

Was das Denkmal betrifft . . . Natürlich ist Shakespeare in der Westminster-Abtei, Eurer Walhalla, vertreten; er steht am Eingang zum Lesesaal des Britischen Museums, der Eure universitas literaria ist, und er steht auf Leicester Square, der das Zentrum des Londoner Fleischmarkts ist. Als das Beste daran erschien mir immer der Vers auf dem Sockel, weil er von Shakespeare ist, und ich habe mich jedesmal über die Aufstellung der Statue gefreut: der Blick des Dichters ist auf das Empire gerichtet, wo man zwischen musikalischen Clowns und dressierten Hunden Balletts in höchster Vollendung — ausgestattet von dem für Euch geschmackvoller arbeitenden Berliner Baruch — sehen kann. Scheint der Stratforder nicht mit leisem Lächeln sagen zu wollen: da drüben gibt es zu schauen, was bei meinem Volk zurzeit in Gunst steht; Massenaufzüge, schlanke Trikotbeine, grell beleuchtete Mädchenbusen (mehr Verheißung als Erfüllung), das ist den Engländern heute lieber als Hamlets Skrupel, Lears Flüche, Macbeths Ehrgeiz, Othellos Raserei. Sonst hat die Statue nichts zu sagen.

Sie genügt Euch also nicht mehr. Ihr wollt sie durch ein würdigeres Werk ersetzt wissen. Aber mit Denkmälern ist es eine eigene Sache. Wir leben in einer Zeit, die der Plastik nicht sonderlich günstig ist. In London gibt es kaum mehr gute Denkmäler als in dem verschrienen Berlin. Konventionelle Statuen, ja, die Menge, Krieger zu Roß und zu Fuß, barhäuptig und bedeckt; Staatsmänner, die ein schrecklich gewichtiges Gesicht machen, als wären sie sich der Verantwortlichkeit ihres Amtes auch nach ihrem Tode noch bewußt.

Wer hat etwas von einem Denkmal? Falls es ein großes Kunstwerk wird, ist es natürlich „a joy for ever". Aber glaubt Ihr, das könnten Reggie und Maggie, Mr. Jones und Mrs. Brown beurteilen? Von hundert Menschen, die ganz vernünftig über einen Roman zu sprechen wissen, vermag noch nicht einer ein gutes Gemälde zu erkennen, von tausend noch nicht einer eine Skulptur richtig einzuschätzen.

Wer hat etwas von einem Denkmal? Hauptsächlich der Künstler, der mit seiner

Ausführung bedacht wird. Und wer käme da in England in Betracht? Denn schließlich, das Nationaldenkmal eines nationalen Dichters müßte doch von einem Engländer geschaffen sein. Gibt es zurzeit bei Euch einen wirklich hervorragenden Bildhauer, einen von anerkannter Bedeutung? Meines Wissens nicht. Ihr werdet Euch hüten, den jungen Jacob Epstein, dem ein Mäcen eben das Oscar Wilde-Denkmal auf dem Père-Lachaise übertragen hat, mit der Aufgabe zu betrauen. Und Ihr selbst scheint den heimischen Künstler nicht oder noch nicht zu kennen. Also wer soll das Denkmal machen? Rodin selbstverständlich — Rodin, von dem schon die Henley-Büste in der St. Paulskirche stammt. Ein Triumph der entente cordiale! Er wäre der einzige, bei dem man eine gewisse Garantie hätte, daß das Werk des Anlasses nicht unwert würde. Und Rodins Name ist schon genannt worden. Es macht Eurem Kunstsinn alle Ehre, daß Ihr lieber ein gutes Denkmal von einem Ausländer als ein gleichgültiges oder verfehltes von einem Autochthonen haben wollt, einerlei, ob Euer schönes Geld über den Kanal wandern muß.

Aber selbst wenn Rodin etwas ganz Großes schüfe, wem ist damit gedient (abgesehen von dem Gewinn, den die Kunst hätte)? Am wenigsten dem Mann, den Ihr ehren wollt und dessen Züge im Bilde festgehalten werden sollen. Wie sah Bill Shakespeare wohl aus? „Das kann ich nun gar nicht mir denken." Als authentisch gelten das sogenannte Chandos-Porträt und die angemalte Grabbüste in der Stratforder Dorfkirche. Geben sie auch nur den schwächsten Begriff von dem „Stern der höchsten Höhe"? Wer in ihnen den genialen Dichter suchen wollte, müßte ein überzeugter Baconianer werden oder Tolstois, von Bernard Shaw sanktioniertes, Attentat gutheißen.

Darum: gebt den Plan auf. Je eher, desto besser. Sagt getrost von Shakespeare, was wir von Heine sagen: das ist der Dichter ohne Nationaldenkmal, und jedem Etonboy wird das Horazische „aere perennius" auf den Lippen schweben. Im günstigsten Falle bekämt Ihr e i n Kunstwerk . . .

Das Nationaltheater dagegen könnte Euch sämtliche Kunstwerke Shakespeares in musterhafter Darstellung geben oder doch in besserer, als Ihr jetzt gewohnt seid, sie zu sehen, und dann ungezählte andre Dramen von Dichtern, die unter Euch leben, und solchen, die noch gar nicht geboren sind — eine Reihe, endlos wie die Banquo-Sprossen, die Macbeth im Spiegel erblickt. Könnte all das wettmachen, was Ihr in vielen, vielen Jahren am Aschenputtel oder eigentlich an der aufgeputzten Prinzessin Drama gesündigt habt.

Die augenblickliche Stimmung neigt sehr zur Ausführung dieses Projekts. Ein Glück! Macht es nicht wie unsre Schildbürger, die ihre Dummheiten immer erst eingesehen haben, wenn es zu spät war. Bedenkt, daß Ihr den Witz ante rem bene gerendam gebrauchen sollt, und daß der Treppenwitz eine Form des intellektuellen Katzenjammers ist. Alle Eure aufgeklärten Geister befürworten deshalb das Nationaltheater.

Ihr tut, als wäre es etwas Ungeheuerliches, ein Hirngespinst, Chimäre. Das, was ins Leben gerufen werden soll, ist aber nichts andres als das, was jede mittlere deutsche

Stadt längst besitzt, was im kleinen Weimar schon zu Goethes Zeit vorhanden war und wo er mit dem Freunde Schiller ein Weltrepertoire anstrebte. Ihr müßt ein Theater mit wechselndem Spielplan haben, wenn Ihr wieder Sitz und Stimme im europäischen Konzert gewinnen wollt. Die Serienspielerei ist ein Fluch und ein Verhängnis für alle Beteiligten, am meisten für die Schauspieler. Ihr ruiniert Eure Bühne heillos dadurch. Sobald am Court-Theatre, das als Pionier des neuen Unternehmens zu betrachten ist, ein vernünftiges System eingeführt wurde, waren auch mit einem Male die besseren Stücke da. Wie über Nacht aus dem Boden gewachsen. Nicht, als ob sie vorher nicht da gewesen wären; aber es war keine Chance für sie da. Sie rührten von Männern her, die noch keinen Kredit beim Publikum hatten und daher die Masse nicht zur Kasse lockten, die ein zu großes Risiko für den Manager bedeuteten. Bei den lächerlich hohen Pachtsummen der Londoner Theater, bei dem außerordentlichen Aufwand, den der Mob für die Inszenierung verlangt, ist ein Mißerfolg in London eine schwerere pekuniäre Schädigung als anderswo. Darum trifft ein new-comer zuerst überall verschlossene Türen; hat er aber durch irgendeinen Zufall Erfolg gehabt, dann wird er — wehe dem Sieger! — zur Überproduktion gespornt. Manager, die im Rufe der Geschäftstüchtigkeit stehen wollen, legen Beschlag auf ihn, zahlen ihm eine Rente für Stücke, die noch gar nicht existieren, und bestellen bei ihm ihrer Person angemessene Ware, wie sie beim Schneider einen höchst persönlichen Anzug in Auftrag geben. Es wäre ratsam, meine lieben Engländer, Ihr triebet etwas weniger Namenkult und etwas mehr Dramenkult.

Daß Euer jetziges System ungesund, an Haupt und Gliedern verdorben ist, brauche ich Euch nicht erst zu sagen. Eure besten Männer verkünden es seit Jahr und Tag; eifern dagegen mit Wort und Schrift. Sie wissen, daß das englische Theater auf dem Kontinent in Mißkredit gelangt ist. Das englische Theater — das gibt es eigentlich gar nicht. Es gibt nur ein Londoner Theater. Das ist keine pars pro toto-Trope, sondern das theatralische London ist wirklich England. Die Provinz wird ja durchaus von der Zentrale gespeist, mit abgenagten Knochen sozusagen. Jeder Erfolg der Metropole wird in England, Irland, Schottland abgegrast, und die Provinzstädte wollen es nicht besser. Sie haben nur den einen Ehrgeiz, Londoner Schlager bei sich daheim zu bejubeln. Auch darunter leidet das englische Theater sehr; denn London mit seinen zwei oder drei Dutzend Westendtheatern kann unmöglich alle Stimmen, die gehört sein wollen, zu Worte kommen lassen. Die Provinz sollte sich endlich aufraffen, ihre Trabantenrolle abzuschütteln, und an der Renaissance des Dramas mithelfen.

Förderung der Ringenden: das wäre einer der wichtigsten Programmpunkte des Nationaltheaters. Und wenn es eine besondere Mission zu erfüllen hat, müssen ihm auch Ausnahmebedingungen zugestanden werden. Für das Nationaltheater müßte die lästige oder fast schon lustige Person des Zensors abgeschafft oder zum mindesten in ihren Befugnissen stark eingeschränkt werden. Der Lord Chamberlain, der jetzt die Zensur ausübt, ist eine Hofcharge, von keines literarischen Gedankens Blässe angekränkelt. Was hat dieser ehrenwerte Gentleman in den letzten Jahren für eine Fülle von Abderiten-

streichen geleistet! Maeterlincks „Monna Vanna“ verboten, obwohl alle Gebildeten dagegen Protest erhoben. Ein absolut harmloses, nüchternes Drama von Edward Garnett, das bei uns jedes Hoftheater zahm gefunden hätte, beanstandet, obwohl sich alle Schriftsteller gegen eine solche Vergewaltigung auflehnten. Und sein letztes Bravourstück? Er hat dem „König Ödipus“ des Sophokles aus sittlichen Gründen die Aufführung geweigert, weil das Motiv des Inzests darin behandelt ist. Ja, seid Ihr ein Volk von erwachsenen Menschen oder von halbreifen Pensionsmädchen, deren Lektüre streng überwacht werden muß? Ihr braucht nicht mehr zum Gespött Europas zu werden, wenn Ihr Euch also von einem Lord Chamberlain bevormunden laßt. Dergleichen wäre kaum in einem andern Kulturstaat möglich.

Von der Quarantäne, die bei Euch über religiöse Dramen verhängt ist, will ich nicht allzu viel Aufhebens machen. In dieser Beziehung versteht Ihr keinen Scherz, obwohl Ihr Euch gern mit Eurem sense of humour brüstet, und es ist am klügsten, Eure Zimperlichkeit zu schonen. Aber das Gesetz ist dumm, das Gesetz, das religiöse Dramen, in denen Gestalten der Bibel auftreten, zur öffentlichen Darstellung nicht freigibt. Aus dem Grunde: weil es ein leichtes ist, dem Gesetz ein Schnippchen zu schlagen und fingierte Namen einzuführen. Der biblische Schmarrn „The Sign of the Cross“ ist bei Euch erlaubt, ein Kunstwerk wie „Salome“ verboten. Nicht einmal die Oper von Richard Strauß kann in Covent Garden gegeben werden, und Ihr genießt somit den zweifelhaften Ruhm, noch morganatischer als Miß Morgan und die amerikanischen Kunstbarbaren zu sein.

Wenn Ihr also das Nationaltheater gründet, so laßt es einen Tempel der Kunst werden, nicht das, was Eure Durchschnittsschaubühnen sind: der Hätschelhans des hohen wie des niedern Pöbels und das Stiefkind der Intellektuellen. Ein Theater mehr — das hätte keinen Sinn, wenn es nicht ein Theater von besonderem Gepräge wäre, das spielen dürfte, was anderswo bedenklich, das spielen könnte, was anderswo finanziell zu gefährlich. Will der König, dem sein alldeutschester Gegner eines gewiß nicht nachsagen kann: Prüderie, am dreihundertsten Sterbetag des größten Dichters englischer Zunge etwas Besondres tun, so stelle er den Lord Chamberlain für das Nationaltheater kalt. Die Leute, die an der Spitze stehen, werden schon dafür sorgen, daß ängstliche Gemüter nicht verletzt werden. Wie die Dinge bei Euch liegen, ist es eine Lebensfrage für sie.

Aber wer wird an der Spitze stehen? Ich weiß, das macht Euch viel Kopfzerbrechen. Darf ein Ausländer in aller Bescheidenheit seine Meinung äußern, so nehmt den einen Rat an: wählt keinen ständigen Londoner Theaterleiter. Nicht als ob ihnen die künstlerische Befähigung abgesprochen werden sollte, sondern weil es naturgemäß zu Unzuträglichkeiten führen würde. Geschieht es dennoch, so müßte er in dem Augenblick, wo er die neue Stellung antritt, auf eigne schauspielerische Betätigung verzichten. Das System des actor-manager, der die ihm eingereichten Stücke nur unter dem Gesichtswinkel betrachtet, ob sie ihm eine dankbare Rolle abwerfen, hat Schäden genug gezeitigt; laßt es nicht noch mehr Unheil anrichten! Das bißchen praktische Erfahrung, das er voraus hat, ist schnell erworben.

Auch die Schauspieler müßten Opfer bringen. Das Nationaltheater könnte wohl nicht so hohe Gagen zahlen, wie sie an Londons Westendbühnen üblich sind. Aber jeder Künstler müßte es sich als Ehre anrechnen, wenn er zur Mitwirkung im vornehmsten Heim des Dramas herangezogen würde, und dementsprechend seine Forderungen in mäßigen Grenzen halten. Auf die Dauer geht es eben in der Kunst nicht ohne kleine Zugeständnisse idealer Art, am wenigsten in unserm kommerziellen Zeitalter. Man braucht ja nicht immer die verwöhnten Publikumsgünstlinge zu nehmen, deren Wert oft in einem schreienden Mißverhältnis zu ihrem Preis steht. Daß es überraschend viele tüchtige Schauspieler in England gibt, hat wieder das Court-Theatre gezeigt, wo in kurzer Zeit mit jungen, teilweise ungeschulten Kräften prachtvolle Vorstellungen zustande kamen — dank dem organisatorischen Talent und der hervorragenden Regie Granville Barkers.

Nun ist mir (beinahe wider Willen) ein Name entschlüpft. Laßt Euch diesen Mann auf keinen Fall entgehen! Er hat nicht seinesgleichen in England heute. Und neben ihm müßte als Dramaturg William Archer wirken, der das europäische Theater von Grund aus kennt und in der Kunst den Wahlspruch des Prinzen von Wales: „Ich dien“ mit unerschütterlicher Treue befolgt.

Damit wäre die Personalfrage gelöst. Laßt Euch von den andern Schwierigkeiten nicht abschrecken, sondern Euren oft erprobten Wagemut befeuern. Baut das Nationaltheater!

Max Meyerfeld.

Der Schatz im Walde.

Von

H. G. Wells.

Deutsch von Felix Paul Greve.

Das Kanoe näherte sich dem Lande. Die Bucht öffnete sich, und eine Lücke in der weißen Brandung des Riffs bezeichnete die Stelle, wo der kleine Fluß ins Meer hinausrann; seinen Lauf verriet auf dem Hang des fernen Hügels das dichtere und dunklere Grün des Urwalds. Hier trat der Wald bis nah an den Strand. Weit hinten hoben sich, blaß und der Farbe nach beinahe Wolken gleich, wie plötzlich erfrorene Wellen die Berge. Das Meer lag, abgesehen von einem fast unmerklichen Schwellen, glatt und still. Der Himmel glühte.

Der mit dem geschnitzten Ruder hielt inne. „Hier herum muß es sein,“ sagte er. Er zog das Ruder ein und streckte die Arme vor sich hin.

Der andere hatte im Bug des Bootes gesessen und scharf aufs Land gespäht. Auf seinen Knien lag ein gelber Bogen Papier.

„Komm her und sieh's dir an, Evans," sagte er.

Beide sprachen flüsternd und ihre Lippen waren hart und trocken.

Der Evans Benannte stieg durch das schwankende Boot, bis er dem andern über die Schulter blicken konnte.

Das Papier sah aus wie eine grobe Karte. Durch vieles Zusammenfalten war es zerknittert und bis zur Zerfetzung abgenutzt, und der zweite der beiden Männer hielt die verfärbten Fragmente, wo sie zerrissen waren, zusammen. Undeutlich konnte man in fast verwischten Bleistiftlinien den Umriß der Bucht erkennen.

„Hier," sagte Evans, „ist das Riff, und hier die Lücke." Er folgte der Linie mit dem Daumennagel.

„Diese gewundene Kurve ist der Fluß — ich könnte jetzt einen Trunk Wassers gebrauchen! — und da bei dem Stern ist es."

„Siehst du die punktierte Linie?" sagte der, der die Karte hielt, „sie läuft von der Öffnung des Riffs geradeaus zu einer Palmengruppe. Der Stern steht genau, wo sie den Fluß schneidet. Wir müssen uns die Stelle merken, wenn wir in die Lagune kommen."

„Komisch," sagte Evans nach einer Pause, „wozu sind diese kleinen Zeichen da unten? Es sieht aus wie der Plan zu einem Haus, aber was all diese kleinen Striche hierhin und dorthin bedeuten, das krieg ich nicht raus. Und was für 'ne Schrift ist das?"

„Chinesisch," sagte der mit der Karte.

„Natürlich! Er war Chinese," sagte Evans.

„Das waren sie alle," sagte der andere.

Ein paar Minuten lang saßen beide da und starrten aufs Land, während das Kanoe langsam dahintrieb. Dann blickte Evans aufs Ruder.

„Du bist dran, Hooker", sagte er.

Und sein Gefährte faltete seine Karte ruhig zusammen, steckte sie in die Tasche, kletterte vorsichtig an Evans vorbei und begann zu paddeln. Seine Bewegungen waren schlaff, denen eines Mannes gleich, dessen Kraft fast erschöpft war.

Evans saß mit halbgeschlossenen Augen da und sah auf die schäumende Brandung des Korallenriffs, die immer näher kam. Der Himmel war jetzt wie ein Schmelztiegel, denn die Sonne stand fast im Zenit. Obgleich sie dem Schatz so nahe waren, spürte er doch nichts von der Erregung, die er erwartet hatte. Die intensive Aufregung im Kampf um den Plan und die lange Nachtfahrt vom Festland herüber, noch dazu in einem Boot ohne Vorräte — das hatte ihn, wie er sagte, „aufgerieben". Er versuchte sich aufzuraffen, indem er die Gedanken auf die Goldbarren lenkte, von denen der Chinese gesprochen hatte, aber sie wollten nicht dabei bleiben; jählings sprangen sie zu dem Süßwasser zurück, das im Flusse rann, und zu der fast unerträglichen Trockenheit der Lippen und der Kehle. Jetzt wurde der rhythmische Schlag der Wellen auf dem Riff vernehmbar, und der Laut klang seinen Ohren angenehm. Das Wasser plätscherte am Kanoe entlang, und das Ruder tropfte zwischen je zwei Schlägen ab. Er versank in eine Art Halbschlaf.

Er war sich noch dunkel der Insel bewußt, aber ein wunderlicher Traum verwob sich mit seinen Sinneseindrücken. Es war wieder die Nacht, in der er und Hooker das Geheimnis des Chinesen erfahren hatten; er sah die mondbeschienenen Bäume, das kleine Feuer, und die schwarzen Gestalten der drei Chinesen — auf der einen Seite vom Mond versilbert, auf der anderen glühend vom Schein des Feuers — und er hörte sie im Chinesenenglisch miteinander sprechen, denn sie waren aus verschiedenen Provinzen. Hooker hatte als erster herausbekommen, um was ihr Gespräch sich drehte, und er hatte ihm gewinkt, daß er horchen sollte. Fragmente der Unterhaltung waren unhörbar, andere Fragmente unverständlich. Im Hintergrund der Geschichte stand eine spanische Galleone von den Philippinen, die hoffnungslos gescheitert war, und deren Schatz man für den Tag der Rückkehr eingegraben hatte; eine Mannschaft, gelichtet durch Seuchen, Streit und die Anforderungen der Disziplin — und zuletzt schifft sie sich in ihren Booten ein, und niemand hört je wieder von ihr. Chang-hi hatte vor einem Jahr bei einem Streifzug an Land die zweihundert Jahr verborgen gewesenen Barren gefunden; er war von seiner Dschunke desertiert und hatte sie allein, aber sehr sicher wieder versteckt. Er legte großen Nachdruck darauf, daß sie ganz sicher waren — das war sein Geheimnis. Jetzt suchte er Hilfe, um wieder hinzufahren und sie auszugraben. Dann flatterte die kleine Karte, und die Stimmen sanken. Eine schöne Geschichte für zwei gestrandete englische Halunken! Evans Traum lief weiter bis zu dem Moment, in dem er Chang-his Zopf in der Faust hielt. Das Leben eines Chinesen ist kaum so heilig wie das eines Europäers. Chang-his schlaues, kleines Gesicht trat, erst wütend und scharf wie eine aufgestörte Schlange, dann ängstlich, verräterisch und erbärmlich, überwältigend in den Vordergrund des Traums. Zuletzt hatte Chang-hi gegrinst — ein unbegreifliches und erschreckendes Grinsen. Unvermittelt wurde alles sehr unangenehm, wie es zuweilen in Träumen so geht. Chang-hi schwätzte und drohte ihm. Er sah im Traum viele Haufen Goldes, und Chang-hi trat dazwischen und suchte ihn zurückzuhalten. Er packte Chang-hi am Zopf — wie dick der gelbe Kerl war, und wie er rang und grinste. Und er wurde immer größer! Dann verwandelten sich die hellen Goldhaufen in einen brüllenden Schmelztiegel, und ein ungeheurer Teufel, der Chang-hi erstaunlich ähnlich sah, aber einen riesigen schwarzen Schwanz hatte, begann ihm Kohlen in den Mund zu schaufeln. Sie verbrannten ihn furchtbar. Ein zweiter Teufel schrie seinen Namen: „Evans, Evans, du schläfst ja, du Narr!“ — oder war Hooker das?

Er erwachte. Sie waren am Eingang der Lagune.

„Da stehn die drei Palmen. Es muß genau auf der Linie von hier über dieses Gebüsch sein,“ sagte sein Gefährte. „Merk dir das. Wenn wir zu dem Gebüsch gehen und dann die gerade Linie von hier aus suchen, müssen wir hinkommen, sobald wir den Fluß erreichen.“

Sie konnten jetzt sehen, wo der Fluß mündete. Bei seinem Anblick lebte Evans auf. „Los, Mann,“ rief er, „oder, beim Himmel, ich muß Salzwasser trinken!“ Er

nagte an seiner Hand und starrte auf den Silberschein zwischen den Felsen und der grünen Wildnis.

Plötzlich wandte er sich beinahe wild zu Hooker. „Gib mir das Ruder," sagte er.

So erreichten sie die Flußmündung. Ein wenig stromauf schöpfte Hooker mit der hohlen Hand, kostete das Wasser und spie es aus. Nach einer Weile versuchte er es von neuem. „Das geht," sagte er, und sie begannen eifrig zu trinken.

„Verdammt!" sagte Evans plötzlich. „Das geht zu langsam." Und indem er sich gefährlich über den Bug des Kanoes bog, begann er das Wasser mit den Lippen aufzusaugen.

Dann hielten sie inne, trieben das Kanoe in eine kleine Bucht und wollten gerade in dem dichten überhängenden Pflanzenwirrwarr landen.

„Wir müssen hier durchklettern, bis an den Strand, und die Büsche suchen, um die Linie zu finden," sagte Evans.

„Besser, man rudert rum," sagte Hooker.

So hielten sie wieder in den Fluß hinaus und ruderten zum Meer zurück und die Küste entlang, dahin, wo die Büsche standen. Hier landeten sie, zogen das leichte Boot hoch auf den Strand und gingen dann zum Rand des Dschungels, bis sie die Einfahrt des Riffs und die Büsche in gerader Linie sahen. Evans hatte ein einheimisches Gerät aus dem Kanoe genommen. Es war L-förmig, und das Querstück trug vorn polierten Stein. Hooker nahm das Ruder. „Jetzt genau in dieser Richtung," sagte er; „wir müssen hier durch, bis wir den Fluß schneiden. Dann müssen wir kundschaftern."

Sie arbeiteten sich durch ein Dickicht aus Rohr, Farrenwedeln und jungen Bäumen; erst war es mühsam, aber bald wurden die Bäume größer und der Boden unter ihnen freier. Die Sonnenglut wich in unmerklicher Abstufung kühlem Schatten. Die Bäume wurden zuletzt zu ungeheuren Pfeilern eines grünen Daches hoch zu Häupten. Undeutlich hingen weiße Blüten an ihren Stämmen, und strickartig schlangen sich Schlinggewächse von Baum zu Baum. Der Schatten wurde tiefer. Auf dem Boden wurde ein schwarzfleckiger Pilz und eine rotbraune Inkrustation sehr häufig.

Evans fröstelte. „Es scheint hier fast kalt nach der Glut da draußen."

„Ich hoffe, wir sind auf der Linie." sagte Hooker.

Dann sahen sie, weit vor sich, eine Lücke in dem finstern Dunkel, wo weiße Strahlen heißen Sonnenscheins in den Wald einschlugen. Auch glänzend grünes Bodendickicht leuchtete dorther und farbige Blumen. Und dann vernahmen sie das Plätschern von Wasser.

„Hier ist der Fluß. Jetzt müssen wir hart dabei sein," sagte Hooker.

Die Vegetation stand dicht am Ufer. Große, noch unbenannte Pflanzen wuchsen zwischen den Wurzeln der Riesenbäume und spreizten Rosetten ungeheurer grüner Fächer gegen den Himmelsstreif. Viele Blumen und ein Schlinggewächs mit glänzenden Blättern klammerten sich an die nackten Stämme. Auf dem Wasser des breiten, ruhigen Sees,

den die Schatzsucher jetzt überblickten, schwammen große ovale Blätter und eine wachsartige rötlich-weiße Blüte, die einer Wasserlilie nicht unähnlich war. Weiterhin, wo sich der Fluß von ihnen abwandte, schäumte das Wasser plötzlich geräuschvoll in einer Schnelle auf.

„Nun?" fragte Evans.

„Wir sind ein wenig von der geraden Linie abgewichen," sagte Hooker. „Das war zu erwarten."

Er wandte sich und spähte in die dunklen, kühlen Schatten des schweigenden Waldes. „Wenn wir ein wenig flußaufwärts und flußabwärts suchen, müßten wir es finden."

„Du sagtest — —" begann Evans.

„Er sagte, es stände ein Steinhaufen dabei," sagte Hooker.

Einen Moment sahen die beiden sich an.

„Laß uns erst stromab versuchen," sagte Evans.

Sie gingen langsam weiter, indem sie sich neugierig anblickten. Plötzlich stand Evans still. „Was zum Teufel ist das?" sagte er.

Hooker folgte seinem Finger. „Was Blaues," sagte er. Es war in Sicht gekommen, als sie eine Bodenschwellung überschritten. Dann erkannte er langsam, was es war.

Mit eiligen Schritten ging es weiter, bis der Rumpf, der zu der schlaffen Hand und dem Arm gehörte, sichtbar wurde. Seine Hand schloß sich fester um sein Werkzeug. Es war ein Chinese, der auf dem Gesicht lag. Die Gestalt ließ nur eine Deutung zu.

Die beiden Leute traten dichter zusammen und starrten schweigend auf die ominöse Leiche. Sie lag auf einer Lichtung zwischen den Bäumen. Dicht neben ihr lag ein chinesischer Spaten, und weiterhin ein wirrer Steinhaufe, dicht bei einer frisch gegrabenen Grube.

„Hier ist schon jemand gewesen," sagte Hooker, indem er sich räusperte.

Dann begann Evans plötzlich zu fluchen und zu rasen und auf den Boden zu stampfen.

Hooker erblaßte, aber er sagte nichts. Er trat zu der Leiche. Er sah, der Hals war purpurn und aufgeblasen, die Hände und die Fußknöchel geschwollen. „Bah!" sagte er, machte plötzlich Kehrt und ging zu der Grube. Er stieß einen Schrei der Überraschung aus. Er rief Evans, der ihm langsam folgte.

„Du Narr! Alles in Ordnung. Es ist noch da." Dann wandte er sich nochmals und sah auf den toten Chinesen; dann wieder auf das Loch.

Evans eilte herbei. Halb schon von dem Unglücklichen da entblößt, starrten ihm ein paar stumpfgelbe Barren entgegen. Er bückte sich in das Loch hinab, schaufelte die Erde mit den nackten Händen zur Seite und zog eilig eine der schweren Massen heraus. Dabei stach ihn ein kleiner Dorn in die Hand. Er zupfte ihn mit den Fingern aus der Haut und hob den Schatz.

„Nur Gold oder Blei kann so schwer sein," sagte er triumphierend.

Hooker staunte immer noch den toten Chinesen an. Er grübelte.

„Der wollte seinen Freunden zuvorkommen," sagte er schließlich. „Er kam allein hier, und eine giftige Schlange hat ihn getötet . . . Ich möchte wissen, wie er die Stelle gefunden hat."

Evans hielt den Barren in den Händen. Was kam auf einen toten Chinesen an! „Wir werden dies Zeug stückweise zum Festland nehmen und es dort eine Weile vergraben müssen. Wie sollen wir es zum Kanoe bringen?"

Er zog sich die Jacke aus, legte sie auf den Boden und warf zwei oder drei Barren hinein. Dann merkte er, daß wieder ein kleiner Dorn seine Hand geritzt hatte.

„Mehr können wir nicht tragen," sagte er; und plötzlich, mit wunderlicher Gereiztheit: „Was starrst du da?"

Hooker wandte sich ihm zu. „Ich kann . . . den da nicht ausstehn." Er nickte zur Leiche hin. „Er sieht ganz aus wie — —"

„Unsinn!" sagte Evans. „Alle Chinesen sind gleich."

Hooker sah ihm ins Gesicht. „Auf jeden Fall werde ich ihn begraben, ehe ich Hand an das Zeug da lege."

„Sei kein Narr, Hooker," sagte Evans. „Laß den Haufen Fäulnis liegen."

Hooker zögerte, und dann schweifte sein Blick sorgfältig über den braunen Boden rings. „Er ängstigt mich irgendwie," sagte er.

„Es handelt sich darum," sagte Evans, „was man mit diesen Barren machen soll. Sollen wir sie hier wieder vergraben oder sie im Kanoe über die Enge bringen?"

Hooker dachte nach. Sein irrer Blick schweifte durch die hohen Baumstämme hinauf zu dem fernen, sonnenhellen Laub. Ihn fröstelte wieder, als sein Auge von neuem auf die blaue Gestalt des Chinesen fiel. Er starrte suchend in die grauen Tiefen zwischen den Bäumen.

„Was ist dir, Hooker?" sagte Evans. „Hast du den Verstand verloren?"

„Auf jeden Fall laß uns das Gold hier fortbringen," sagte Hooker.

Er faßte die Enden des Rockkragens, Evans packte am andern Ende an, und sie hoben die Masse. „Wohin?" fragte Evans. „Zum Kanoe?"

„Komisch," sagte Evans nach ein paar Schritten, „aber die Arme tun mir vom Rudern immer noch weh."

„Verdammt!" sagte er. „Sie tun wirklich weh! Ich muß ausruhn."

Sie legten die Jacke nieder. Evans Gesicht war weiß, und auf seiner Stirn standen kleine Schweißtropfen. „Es ist stickig hier in diesem Wald."

Und dann mit unvermitteltem Übergang zu sinnloser Wut: „Was nützt es, hier den ganzen Tag zu warten? Faß an! Du hast nur noch Maulaffen gefangen, seit wir den toten Chinesen gesehen haben."

Hooker sah seinem Gefährten fest ins Gesicht. Er half die Jacke mit den Barren aufheben, und schweigend drangen sie vielleicht hundert Meter vor. Evans begann schwer zu atmen. „Kannst du nicht reden?" sagte er.

„Was fehlt dir?“ sagte Hooker.

Evans stolperte, und dann warf er mit einem plötzlichen Fluch die Jacke hin. Einen Moment stand er da und starrte Hooker an; dann griff er sich stöhnend an den Hals.

„Komm mir nicht nah,“ sagte er und trat zu einem Baum, um sich anzulehnen. Und mit festerer Stimme: „Mir wird gleich besser sein.“

Plötzlich ließen seine Hände den Stamm los, und langsam sank er zu einem schlaffen Haufen zusammen. Seine Hände waren krampfhaft geballt. Sein Gesicht verzerrte sich vor Schmerz. Hooker trat zu ihm.

„Rühr mich nicht an! Rühr mich nicht an!“ sagte Evans mit erstickter Stimme. „Leg das Gold wieder auf die Jacke.“

„Kann ich nichts für dich tun?“ fragte Hooker.

„Leg das Gold wieder auf die Jacke.“

Als Hooker die Barren anfaßte, fühlte er am Daumenballen einen leisen Stich. Er sah auf seine Hand und erblickte einen dünnen, vielleicht zwei Zoll langen Dorn.

Evans stieß einen unartikulierten Schrei aus und überschlug sich.

Hookers Kinn sank herab. Er starrte einen Moment mit weiten Augen auf den Dorn. Dann sah er Evans an, der jetzt zusammengekrümmt auf dem Boden lag, während sich sein Rücken krampfhaft bog und streckte. Dann blickte er durch die Baumpfeiler und das Netzwerk der Schlinggewächse, dahin, wo im blassen, grauen Schatten die blaugekleidete Leiche des Chinesen noch undeutlich zu sehen war. Er dachte an die kleinen Striche in der Ecke des Plans, und im Nu begriff er.

„Gott sei mir gnädig!“ sagte er. Denn die Dornen waren denen ähnlich, die die Dyaks vergiften und für ihre Blasrohre benutzen. Er verstand jetzt, was Chang-his Vertrauen auf die Sicherheit seines Schatzes bedeutete. Er verstand jetzt jenes Grinsen.

„Evans!“ rief er.

Aber Evans war jetzt still und reglos, nur daß seine Glieder noch krampfhaft zuckten. Tiefes Schweigen brütete über dem Walde.

Dann begann Hooker wütend auf dem kleinen roten Fleck an seinem Daumenballen zu saugen — er sog um sein Leben. Dann fühlte er einen sonderbaren Schmerz in Armen und Schultern, und seine Finger gehorchten ihm nicht mehr. Da wußte er, daß das Saugen nichts nützte.

Plötzlich hielt er inne, setzte sich neben das Gold, legte das Kinn in die Hände, stützte die Ellbogen auf die Knie und starrte auf die verzerrte aber noch zuckende Leiche seines Gefährten.

Chang-his Grinsen fiel ihm wieder ein. Der stumpfe Schmerz zog ihm in den Hals hinauf und wurde langsam intensiver. Hoch über ihm rührte eine leichte Brise im Laub, und die weißen Blätter einen unbekannten Blume schwebten durch den dunklen Schatten.

Haus Orchards Godalming. Architekt Lutjens.

Die Wohnkultur in England.

Von

Hermann Muthesius.

In neuerer Zeit hat das englische Haus auch in Deutschland von sich reden gemacht und ist vielfach als vorbildlich hingestellt worden. Nicht ohne Widerspruch bei denen hervorzurufen, die in jeder Hervorhebung eines Vorzuges des Auslandes eine Verleugnung der heimischen Verdienste erblicken. Wie es in der Regel geschieht, werden von solchen Leuten Berichte über auswärts gefundene Vorzüge von vornherein zurückgewiesen, ohne daß man sich die Mühe nähme, die Materie zu prüfen. So sehr die Neigung, nationale Verdienste zu würdigen, begrüßt werden muß, so sehr muß eine Umkehrung dieses Prinzips in die negative Kritik ausländischer Errungenschaften schädigend wirken, weil sie uns des besten Mittels beraubt, durch Erkenntnis der guten Qualitäten anderer unsere eigenen Leistungen zu steigern.

Durchweg ist zu beobachten, daß, wer mit offenem Sinn England bereist, entzückt ist von den Wohnstätten der Menschen, die ihm auf seinen Eisenbahnfahrten auf saftigem Wiesengelände in ihrer anheimelnden und traulichen Art entgegentreten. Er bemerkt, wie dort die Häuser aus einer ganz anderen Gesinnung gebaut werden als bei uns, wie sie eine höhere Geschmackskultur verraten, wie sie der Natur gleichsam als organische Bestandteile eingefügt sind. Wer dazu noch das Leben in einem englischen

Hause kennen lernt, und in der Lage ist, sein Urteil von heimischen Gewohnheiten zu befreien (viele Reisende können das nicht), der wird ferner beobachten, wie das Haus in einer viel weitgehenderen Weise als bei uns sich dem häuslichen Leben anpaßt, wie für die Erfüllung jedes Lebensbedürfnisses in liebevoller Weise gesorgt ist, wie namentlich dem Wirtschaftsbetrieb des Hauses eine große Anzahl von Räumen gewidmet sind, die im deutschen Hause fehlen. Am meisten wird ihm aber vielleicht die enge Beziehung des Hauses zur umgebenden Natur auffallen. Ebenen Fußes treten die Hausbewohner in einen Garten voll üppigen Blumenflors. Dieser Garten breitet sich an der Sonnenseite des Hauses aus und das Haus kehrt ihm seine Hauptfront zu. Das Haus scheint mit der umgebenden gärtnerischen Anlage zusammengewachsen zu sein, so daß der Garten ohne das Haus und das Haus ohne den Garten nicht denkbar wäre. Die Hauptfront des Hauses ist demgemäß die Gartenfront und nicht die Seite, welche nach der Straße gerichtet ist. Zu der Straße unterhält das Haus keine Beziehungen.

Alles das ist eigentlich für den ausländischen Beobachter völlig neu. Wenigstens ist in den Hauptländern des Kontinents, vor allem in Deutschland, das Landhaus nach ganz andern Gesichtspunkten entwickelt. Es steht fast ausnahmslos an der Straße, sein Wohngeschoß ist hoch über den Garten erhoben, so daß man, um in diesen zu gelangen, erst eine Treppe von 2 m Höhe herabsteigen muß. Es ist stark auf innere und äußere Repräsentation gestimmt, und wenn auch alle Wohn- und Schlafzimmer aufs beste bedacht sind, so fehlt doch meist jene Sorgfalt für die zur Bewirtschaftung nötigen Räume, die im englischen Hause so wohltuend berührt. Unbedingt entdeckt der aufmerksame Beobachter also eine Reihe von Verschiedenheiten vom heimischen Hause. Und er kann sie bei weiterem Nachdenken nur als die Beweise eines vorgeschritteneren Entwicklungsstadiums des englischen Hauses erkennen.

Daß die Entwicklung der Wohnungskultur weiter fortgeschritten sein muß als bei uns, lehrt der einfachste Blick auf die englischen sozialen, politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse. England ist das einzige Land, das in den fünf letzten Jahrhunderten von Kriegen verschont geblieben ist. Die kleinen Störungen, die die Regierung der Stuarts mit sich brachte und die schließlich zur Enthauptung ihres letzten Vertreters, und damit zum Sieg der bürgerlichen Freiheit gegen die absolutistischen Gelüste eines fremden Herrscherhauses führten, wirkten wirtschaftlich nicht tief eingreifend. Der Wohlstand Englands war bereits in der langen Regierungszeit der Königin Elisabeth gegründet worden und steigerte sich von da ununterbrochen bis in die Gegenwart herein. Auch die politische Unabhängigkeit entwickelte sich in England früher als in irgendeinem andern Staate. Das bürgerliche Selbstbewußtsein führte zur Außerkraftsetzung jeder Art von Standesprätension und schuf jenen in sich gefestigten Charakter mit der selbstverständlichen Anstandsverpflichtung, die wir in dem Begriff des „gentleman“ ausgedrückt finden. Die Sucht, anderen zu imponieren, durch Aufwand, Hervorkehrung von Standesunterschieden und anderen Vorzügen zu glänzen, ist in England so gut wie abwesend.

In nichts prägen sich diese Eigenschaften drastischer aus als im englischen Hause, dem jede Prätension fernliegt und das im Innern und Äußern nichts anderes sein will, als eine Stätte für das gesündeste und komfortabelste Wohnen. Nichts ist vielleicht auffallender als das Nichtvorhandensein von Prunk- und Gesellschaftsräumen, die selbst im Hause des ganz reichen Mannes fehlen. Das kleinste wie das größte Haus hat einen festen Bestand von wenigen Wohnzimmern, dem auch im größten Landsitze fast nichts mehr hinzugefügt wird. Unerläßlich, aber auch genügend, sind für den Engländer das („drawingroom" genannte) Wohn- und Gesellschaftszimmer, das Eßzimmer, die Bi-

Halle in Garth Haus Edgeboston bei Birmingham. Architekt Bidlak.

bliothek und die Halle. In Häusern, die sich über die Mittelgröße erheben, finden wir noch ein Billardzimmer und hier und da ein sogenanntes Morgenzimmer (das zur Entlastung des Hauptwohnzimmers dient) und vielleicht ein Frühstückszimmer. Mehr ist an eigentlichen Wohnzimmern in keinem, auch noch so großen Hause zu finden. Dagegen unterscheidet sich das Haus des reichen Mannes dadurch von dem Hause des Minderbemittelten, daß die Wirtschaftsräume einen für unsere Begriffe geradezu enormen Umfang annehmen. Wer zum erstenmal den Grundriß eines englischen großen Landhauses betrachtet, dem erscheint die Zahl und Größe der Wirtschaftsräume geradezu rätselhaft. Sie nehmen im Erdgeschoß nicht selten den zwei-, drei-, ja vierfachen Flächeninhalt

Sommerhaus in Surrey. Architekt Walter Cave.

der eigentlichen Wohnräume ein. Der Küche sind eine große Anzahl von Nebenräumen angegliedert (Abwaschküche, Teeküche, getrennte Vorratsräume für Fleisch, Milch, trockne Vorräte), der „butler" beherrscht drei bis vier Arbeits- und Aufbewahrungsräume, die Wirtschaftsführerin hat über eine gleiche Anzahl von Räumen zu verfügen und außerdem sind für die verschiedenen Reinigungsvorrichtungen getrennte Räume vorhanden. Nie fehlt ein gemütlich eingerichtetes Zimmer für die Dienstboten, in welchem diese am sauber gedeckten Tische essen und sich in den dienstfreien Stunden aufhalten.

Ausgedehnt wie der Wirtschaftsteil des Hauses sind die den Besuchsgästen gewidmeten Räume. Ein großes englisches Landhaus ist ohne Wohnbesuch nicht denkbar. Auch das kleinste Haus enthält ein Fremdenzimmer, die Zahl der Besuchszimmer steigert sich im ganz großen Landhause bis zu der Einrichtung eines kleinen Hotels.

Tief eingewurzelt ist in jedem Engländer die Liebe zur Natur. Er steht in einem innigeren Verhältnisse zu dem Boden, auf dem er lebt, als der Bewohner des Kontinents. Hierzu mag die eigentümliche Schönheit der englischen Landschaft das ihrige beitragen, deren frisches, saftiges, durch das ganze Jahr anhaltendes Grün anziehender und einladender ist, als die durch Sommerhitze und Staub bald dem Vergehen ausgesetzte Vegetation des Festlandes. Sicherlich trägt aber auch noch ein anderer Umstand dazu bei, die freie Natur aufzusuchen: England ist nicht umsonst das Land der Bewegungsspiele im Freien, des Sportes jeder Art. Es ist das feuchte, sonnenscheinarme Klima, das den Menschen zwingt, durch Körperbewegung gegen seine Einflüsse anzukämpfen. So wird der Bewohner des Inselreiches hinaus auf seine Wiesengründe, Flüsse und Berge zur Sportbetätigung gezogen, er gibt sich der Natur hin, aber er muß sich in ihr bewegen. Er darf sich in ihr nicht, wie der Südländer, dem Müßiggange überlassen. Zum ruhigen

Genuß seiner Existenz kann ihm nur sein Haus dienen, in welchem das flackernde Herdfeuer durch seine direkte Strahlung die Feuchtigkeit bekämpft. Hier liegt der Grund für die Universalität des englischen Kamins. Kein englisches Zimmer ist ohne den Kamin denkbar, der auch nicht durch moderne Einrichtungen wie die Zentralheizung beiseite geschoben werden kann. Das uralte Symbol des häuslichen Behagens, das offene Feuer, übt heute wie vor tausend Jahren noch ungeschwächt seine Wirkung aus, mit ihm verknüpfen sich alle ethischen Werte des Familiensinns, des Friedens und des häuslichen Glückes wie in alter Zeit. Das Herdfeuer ist die Seele des englischen Hauses.

Mit dem Klima mag es auch zusammenhängen, daß in England ein Grundsatz der Hausanlage stets eingehalten wird, der bei uns stark vernachlässigt wird: Es ist die Anlage der Räume nach der Sonne. Unter allen Umständen liegen die Wohn- und Schlafräume der Sonne zugekehrt. Nach der Sonne öffnen sich alle Räume mit breiten Fenstern, gleichsam um den letzten ihrer Strahlen noch einzufangen. Ein sonnenloses Zimmer ist für den Engländer ein unbrauchbares Zimmer. Die Bestimmung der Räume stuft sich nach ihrem Anteil an der Sonne ab. Für unerläßlich wird die sonnige Lage für die Kinderzimmer sowie für die Schlafzimmer gehalten (das Schlafzimmer erfordert die gesündeste Lage, weil es von allen Räumen des Hauses am längsten besetzt ist, nämlich volle acht Stunden in ununterbrochener Folge). Demnächst ist es eine Selbstverständlichkeit, daß das drawingroom die Sonnenlage erhält. Nur für Eßzimmer und Bibliothek sind Ausnahmen zulässig. In der Beobachtung dieses Gesichtspunktes muß uns das englische Haus in allererster Linie vorbildlich sein. Denn die Besonnung der Wohnräume ist zur vollkommenen Erfüllung der gesundheitlichen Anforderungen bei uns nicht minder wichtig als in England, wird aber trotzdem selbst beim freiliegenden Landhause fast nie beobachtet.

Überhaupt lassen sich aus den meisten uns auffallenden Eigentümlichkeiten des englischen Hauses wichtige Lehren für uns ziehen. Eben in seiner völligen Zweckerfüllung, in seinem Bestreben, dem Wohnbedürfnisse besonders in dessen Verzweigung nach der Hygiene und dem Komfort hin in der voll-

Kleines Haus in Wintbleton bei London.

kommensten Weise entgegenkommen, hat es eine Entwicklungshöhe erreicht, durch die es für alle Länder zum Vorbilde wird. Selbstverständlich ist eine sklavische Nachahmung von Einzelheiten zu verwerfen. Wir können in Deutschland den Feuerkamin entbehren, unsere Zimmer haben zum Teil andere Bestimmungen, wir müssen uns mehr vor Kälte schützen und wollen der Geselligkeit mehr Rechnung tragen, als es der Engländer tut. Aber der Geist des englischen Hauses, der in vollkommener Nützlichkeit und im höchsten Komfort gipfelt, kann auf das Haus irgendeines Volkes übertragen werden. Die Sachlichkeit macht das englische Haus vorbildlich.

Nicht für uns in Frage kommt selbstverständlich die äußere Erscheinungsform, die eine englisch-nationale ist, die als solche ihre örtliche Entwicklung hat, die nur als ein Erzeugnis englischen Kunstempfindens und englischer Geschmacksrichtung angesprochen werden kann. Wir begingen die größte aller Torheiten, wenn wir etwa, wie es leider so oft geschieht, Äußerlichkeiten als das Nachahmenswerte betrachteten. Das Ziel unserer Entwicklung kann hier nur das einer deutschen nationalen Hausbaukunst sein. Wenn es uns gelingt, ebenso echt deutsch zu bauen, wie der Engländer echt englisch baut, so haben wir die beste Lehre aus dem englischen Hause gezogen, die sich aus ihm gewinnen läßt.

Haus des Architekten Collcutt in Totteridge bei London.

Die Berufung.

Von

Georges Rodenbach.

(Fortsetzung.)

Was wollte sie nur von ihm! Wer war dieses seltsame Mädchen, die eines Morgens zu ihnen ins Haus kam, scheinbar so sehr unter ihrem Stande, zu anständig aussehend, als hätte sie nur einen Vorwand benutzt, um sich ihm zu nähern und ihn mit der Unruhe, der Verwirrung eines Gartens vor dem Sturm zu erfüllen, wenn der Wind in den Bäumen wühlt? Er begann die Wirkung des Zaubers zu fühlen, ohnmächtig, sich ihr zu entziehen. Umsonst hatte er sich vorgenommen, Ursula nicht mehr anzusehen, sich sorgfältig vom Fallstrick ihres Gesichtes abzuwenden. Er fühlte trotzdem durch die Luft den beharrlichen Blick ihrer Augen. Stets waren sie auf ihn gerichtet; er fühlte, wie sie an seiner Haut hingen, wie sie lebten und den Vorhang ihrer Lider öffneten. Selbst wenn sie nicht anwesend war, wenn er allein war und sich in sein Zimmer einschloß, verfolgten ihn die beiden großen Augen. Er war zwischen ihnen wie zwischen zwei unerbittlichen Kerzen. Was ihn am meisten entsetzte, das war, daß sie ihn bis in die Kirche verfolgten ... Wenn der Priester vor der Messe mit einem großen Ostensorium das Zeichen des Kreuzes machte, so schien ihm an Stelle der bleichen Hostie ein großes blaues Auge, Ursulas Auge, in dem Glase gefangen. Ein tägliches, fortwährendes Verfolgtwerden! Auch in der Nacht sah er die schönen Augen neben sich, in alle Wahnbilder des Traumes verstrickt. Er fühlte plötzlich seine Haare auf dem Kopfkissen wachsen und groß werden wie ein Feld, wie ein riesiges reifes Erntefeld, und mitten darin, wie zwei einzelne Kornblumen, Ursulas Augen tief verborgen, doch um jeden Preis vor Tagesanbruch entdeckt werden müssend! Dann plötzliches Dunkel ... und Ursulas Augen sind zwei Signalscheiben auf einem Bahnhof. Dann fliegen die Augen fort, schweben weiter ... Ein Pfau schlägt Rad auf einer Freitreppe, sein Schweif ist ein Fächer voller Augen, hundert Augensterne, alle wie Ursulas Augen ... Dann fliegen sie höher hinauf; ein Gesicht entsteht; es sind Papierdrachen, blaue Mondscheiben ... Plötzlich fallen sie wieder zu Boden, zusammengeschrumpft, kalt und winzig, zwei unbewegliche Türkise, die im nächsten Augenblick schmelzen, davonfließen, sich weiten und zum Meere werden, einem blauen Mittelmeer, aus dessen Wogen Ursulas Kopf emportaucht, auf dem bloßen Körper Wilhelminens, der in einen Sirenenleib ausläuft.

Hans wachte entsetzt und erschöpft aus diesen fiebernden, bilderreichen Nächten auf. Aber die Tage waren noch schlimmer. Verwirrung eines Jünglings, dessen Haus ein junges Weib betreten hat! Erregung, wenn die Begierde dieses Weibes ihn umgarnt und umschweift!

Denn Ursula war leidenschaftlich entbrannt für diesen Hans mit dem stolzen Gesicht und den schönen Augen ... Sie wagte jetzt mehr, seit sie ihres wachsenden Einflusses inne ward ... Sie blickte ihn nicht nur mit ihren sprechenden, küssenden Augen an, sondern nahm sich verstohlene Berührungen heraus, die stärker wirkten.

Hatte sie ihm einen Gegenstand zu bringen, zum Beispiel die Briefe, so suchte sie seine Hände zu berühren, sein Fleisch zu fühlen. Erste Berührungen der Liebe! Winziger Punkt, an dem man einander begegnet und sich schon besitzt!

Abends wollte Hans immer eine Flasche frischen Wassers für die Nacht haben. Ursula wartete so lange wie möglich und brachte sie ihm erst, wenn er sich schon in sein Schlafzimmer zurückgezogen hatte, eine Stube im zweiten Stock über der seiner Mutter, denn er hatte im ersten Stock nur sein Arbeitszimmer. Bevor er die Tür schloß, kam Ursula, die gelauert hatte, herein, stellte die Flasche hin und blickte Hans mit einem jener langen Blicke an, bei denen ihre Augen sie scheinbar verließen. Der junge Mann wandte sich oft ab und tat, als ob er mit etwas beschäftigt wäre. Aber manchmal hatte er sich nicht rechtzeitig vorgesehen. Dann fielen ihm Ursulas Augen mitten ins Gesicht wie zwei auf ihn geworfene Blumen. Er wankte von diesem Wurfe. Ursula verzögerte sich, drehte die Lampe hoch, unter dem Vorwand, daß sie blakte ... Dann warf sie Hans einen zweiten leidenschaftlichen Blick zu. Ihre Augen weiteten sich ... Hansens Bett spiegelte sich darin, öffnete sich in ihrem blauen Alkoven ..

Hans zitterte; er fühlte, wie sein Atem stockte, und eine jähe Röte schoß ihm ins Gesicht.

Endlich ging Ursula; doch ihr „Gute Nacht" war so zweideutig, so langsam vor Sehnsucht und stummem Flehen.

Sobald Hans allein war, warf er sich auf die Knie, flehte die Jungfrau um Hilfe an, bat Gott um Vergebung, fühlte sich schon als Sünder wegen seiner Willfährigkeit, mit der Gefahr zu spielen. Denn jetzt war er sich der Versuchung bewußt. Und welch elende Liebe, zu der er herabsank!

Hatte er die jungfräuliche Anmut Wilhelminens verschmäht — um dieses Dienstmädchens willen, vor deren Liebe er sich schämte? Doch Ursula war kein Dienstmädchen. Hatte ein Dienstmädchen solch ein feines Gesicht, so wohlgepflegte Hände, solchen Anstand in seinem ganzen Benehmen und solche kluge Listen, um seine Tugend zu Falle zu bringen? Nein, sie war eine Abgesandte der Hölle, die das Haus unter einem Vorwand betreten hatte und an seinem Falle mitarbeitete ...

Hans geriet in Verzweiflung. Er mußte vorbeugen, sich schützen, die Versuchung sich fern halten, die vielleicht seine Kräfte überstieg ... Ja, das war das beste: er wollte seine Mutter bitten, Ursula zu entlassen. Aber unter welchem Vorwand? Seine Mutter durfte doch vor allem keinen Argwohn hegen!

Hans war sehr in Verlegenheit. Überdies fühlte er sich bereits ohnmächtig, diese großen Maßregeln zu treffen. Ursula entlassen? Das arme Ding würde sicher weinen.

Mit welchen Augen würde sie ihn beim Scheiden anblicken! Er würde nicht mehr leben können, wenn er diese Abschiedsblicke immer auf sich ruhen fühlte, diese feuchten Augen, die er in Tränen ertränkt hätte.

Ursula! Ursula! Er floh sie und suchte sie. Er flehte Gott um Schutz an gegen sie, aber wie auf dem Bilde, das Frau Cadzand gesehen hatte, fand er selbst an dem Kruzifix, vor dem er kniete, das Weib wieder, mit seinem kreuzartig ausgespannten Leibe, an dem sich die Blüten der Augen, der Brüste und die Blüte des Mundes öffnete — wie die fünf Wunden der Liebe.

3.

Frau Cadzand hatte Ursulas Schliche wohl bemerkt; sie hatte gesehen, wie ihre seltsamen Augen sich immer auf Hans richteten; doch vor allem war ihr Sohn ihr aufgefallen durch seine Verwirrung, sein ungewöhnliches, verändertes Wesen. Er war zwar beharrlich in seiner Frömmigkeit, begleitete sie zur Frühmesse und betete viel. Aber er betete anders, — so, wie Schiffbrüchige beten müssen. In der Art, wie er sich zu Gott wandte, lag etwas Erwartendes, Banges, eine Art von Kampf. Und auch eine Verwirrung. Er warf sich nieder, den Kopf in den Händen vergrabend. Er verbarg sich hinter dem Gitter seiner Hände, wie um sich gegen eine Erinnerung, ein ihn verfolgendes Antlitz zu wehren. Frau Cadzand erkannte die Situation ohne Mühe. Zumal sie bemerkt hatte, daß Ursula des Abends kurze Zeit im Schlafzimmer von Hans weilte. Ihr eignes Schlafzimmer lag gerade darunter, so daß man das Geräusch der Schritte und Stimmen sehr deutlich vernahm. Frau Cadzand beunruhigte sich nicht übermäßig darüber. Hans war schön, Ursula jung. Es war natürlich, daß er ihr Eindruck machte. Eine Liebschaft mit den Augen . . . Übrigens freute sich Frau Cadzand eher darüber, ohne es sich einzugestehen. Hans war durch seine Frömmigkeit gegen jeden Zufall gefeit.

Aber man konnte bei ihm auch auf eine leise innere Regung hoffen, auf etwas, das gewiß keine Leidenschaft, wohl aber das Gefühl für die Frau, der Begriff der Liebe war. Wenn er solche Blicke auf sich ruhen fühlte wie die ihren, so mußte er unbedingt einen Schauder empfinden, das Hüpfen des rascher fließenden Blutes, die Lust zu küssen . . . Und das genügte, um seine Strenge zu brechen.

Sobald er sich des Weibes bewußt ward, seine Wonnen erriet, würde er gegen Gott und seine Berufung kühler werden. Die Mutter begann wieder zu hoffen . . .

4.

Eines Abends, als Frau Cadzand ihre gewöhnlichen Kopfschmerzen hatte, begab sie sich früher als gewöhnlich zur Ruhe. Den Kopf in das Kissen gedrückt, lag sie leidend, in einem Zustand, der halb Schlaf, halb Wachen war, einem Nebel zwischen beiden, wo es einen dünkt, als läge man in der Tiefe von etwas Durchsichtigem und ungewöhnlich Eindrucksfähigem. Man liegt wie im Wasser, wie in einem Spiegel, wie eingekerkert in

ein Glashaus, wo der geringste Laut von dem Glas laut zurückschallt. Eine unerhörte Schärfe der Sinne! Selbst gedämpfte Schritte, eine Stimme, die kaum vernehmlich flüstert, genügt zur Reizung des Hörsinns, zur Spannung der Aufmerksamkeit, zum Bewußtwerden.

Frau Cadzand lag also im Halbschlummer, was sie aber nicht hinderte, auf der Treppe die Schritte von Hans zu hören, der zur gewohnten Zeit schlafen ging. Einen Moment später hörte sie in dem Zimmer über ihrem Kopfe, wie Ursula eintrat, um ihm, wie gewöhnlich, eine Flasche frisches Wasser für die Nacht zu bringen. Doch sie hörte auch, daß leise geflüstert wurde. Ursula ging heute nicht gleich wieder hinaus und in ihr Schlafzimmer, das neben dem der alten Barbara lag. Das Verweilen dauerte länger. Erstaunt schüttelte Frau Cadzand ihren Halbschlaf ein wenig ab. Sie lauschte. Sie unterschied die beiden Stimmen, die sich abwechselten und miteinander verschmolzen. Hans und Ursula . . . jawohl, sie waren es; sie sprachen in undeutlichen Flüstertönen; dann schwoll eine der Stimmen, die des Mädchens, wie eilig und leidenschaftlich an. Was ging da vor. Frau Cadzand hatte sich aufgerichtet und stützte den Ellenbogen auf das Kissen. Jetzt waren es leise Schritte, eine Flucht scheinbar, ein Laufen durch das Zimmer. Der Kronleuchter vor ihrem Bette klirrte leicht mit seinen Kristallgehängen, wie von einem Windstoß bewegt.

Dann trat eine kurze Pause ein, dann gemeinsames, langsames Gehen, wie von einem sich umschlingenden Paar, das vorwärtsschreitet . . . Frau Cadzand war bestürzt aufgesprungen. Träumte sie? War Hans vielleicht krank? Sie wollte ihre Tür öffnen, auf den Gang laufen, rufen. Die beiden Stimmen begannen von neuem . . . Jawohl, Ursula war immer noch da. Sie sprach wieder; und Hans antwortete. Es war ein wirres Gestammel, ein ohnmächtiges Murmeln von Worten, die in einem Munde begannen und in dem anderen endeten! Der Klang von Küssen loderte durch die Stille. . . .

Frau Cadzand war stumm vor Verblüffung, sie begriff, was dort oben vorging. Wie konnte Hans, so rein, so fromm, der Versuchung unterliegen? Aber welche Blicke warf ihm auch Ursula täglich zu! Sie hatte ihn verführt; sie war es, die ihn jetzt belehrte und einweihte.

Verwirrende, pathetische nächtliche Szene, wie ein Drama oder ein Verbrechen! Die Mutter wohnte ihr gleichsam bei; sie hörte die Geräusche, die Stimmen, folgte ihren Phasen. Diese Szene war für sie vorhanden wie die Gegenstände für den Spiegel. Sie mußte sie wider Willen mit ansehen, sie in Reflexen miterleben. Durch den Zwischenraum hindurch wiederholte sich alles in ihr. Frau Cadzand zitterte voller Entsetzen, und doch fühlte sie, daß etwas Heiliges sich da vollzog. Die Einweihung in die Liebe ist auch eine Weihe. Freilich war es nicht die göttliche Verbindung, die sie für ihn in Wilhelmines Armen geträumt hatte. Doch das Fleisch hat seine Geheimnisse. Frau Cadzand fühlte sich anfangs verletzt und empört; aber wer weiß, ob die Leidenschaft nicht recht hat vor allem, was wir Erniedrigung, Fall, Mißheirat nennen, und was vielleicht

nichts ist als ein Vorurteil der Kaste, der Erziehung und Vererbung? Die Natur paart die Menschen, ohne sich um ihre Vorgeschichte zu kümmern. Man wählt nicht, das Schicksal setzt in Einklang, verknüpft und löst. Wie der Wind durch das Schilf der Flußufer fährt, es vermischt und sich küssen läßt. Alle Menschen sind einander gleich in der Nacktheit der Liebe wie in der Nacktheit des Todes. Die Liebe macht gleich wie der Tod.

Frau Cadzand sann darüber nach. Sie bedachte auch, daß es wenigstens ein junges und alles in allem schönes Mädchen war, das Hans in das große Mysterium einweihte. Ursula verlangte nach ihm, liebte ihn; nichts Käufliches war zwischen ihnen, wie so oft. Seine erste Liebesnacht hatte immerhin etwas Hochzeitliches.

Frau Cadzand lauschte fiebernd. Sie gedachte anderer Nächte, wo Hans in ähnlichen Küssen empfangen ward . . . Die Witwe fühlte in ihrem Fleisch die Erinnerungen, die Sehnsüchte, den brennenden Widerhall alter Wollust . . Jawohl, Hans war ein Kind der Liebe. Wie konnte er dem Verlangen nach dem heiligen Krampfe entgehen? Tausend Gedanken erwachten und wirbelten durch ihr glühendes Hirn, und einer von ihnen tauchte empor, kehrte wieder und erfrischte sie: daß hier vielleicht die Rettung und das Glück für sie läge. Würde Hans wohl nach der Offenbarung des Weibes bei seiner religiösen Berufung verharren? Würde er es wagen, das Gelübde der Keuschheit abzulegen, jetzt, wo er die Sünde und die Fleischesfreuden kennen gelernt hatte? Frau Cadzand glühte von maßloser Hoffnung . . . Nein! Sie wollte Ursula morgen nicht entlassen. Sie wollte einstweilen die Augen zudrücken . . . Sie wollte ihrem Sohne keine Vorwürfe machen . . . Er sollte sich an Küsse und Wollust gewöhnen; denn das war das einzige Mittel, ihn vor dem Kloster zu retten, ihn sich zu erhalten. Der Zufall hatte alles gut gefügt. Man muß dem Zufall nicht widerstreben. Er war klüger als sie. Denn es war harmlos, zu glauben, daß Wilhelmine und die kühle Lilie ihrer Liebe genügen würde. Ursula war die erblühte Rose, die Blume der Sinnlichkeit, deren Duft berauscht, wie der Überschwang der Begeisterung, an dem man zu sterben vermeint! Sie konnte ihm den Geschmack am Leben, die Freude am Garten des Lebens geben, jetzt, wo er die erblühte Rose, die geheime Rose der Leidenschaft kannte!

5.

Am nächsten Morgen kam Frau Cadzand voller Verwirrung herunter. Ursula ging im Eßzimmer hin und her und machte sich zu schaffen, ruhig und lächelnd wie immer, nur mit etwas röteren Wangen und etwas müderem Schritt, als wäre sie durch die Last ihres Glückes beschwert. Eine Heiterkeit strömte von ihr aus, und in ihrem blonden Haar glühte das Kupfer des Sieges. Namentlich als Hans herunterkam, blaß wie stets, mit einem Fall seines wirren Gelocks, den er früher nicht hatte. Frau Cadzand beobachtete beide. Ursula warf ihm heimliche Siegesblicke zu, bestürmte ihn mit ihren Raubtieraugen. Und Hans, der am Frühstückstisch saß, wandte sich ab, drehte sich fort mit gezwungener Miene, mit der Miene eines, der sich gegen etwas Unsichtbares wehrt, das ihn von neuem

befällt. Das waren Ursulas Augen, deren Fluidum schon an seinen Nervensträngen entlanglief, liebkosend und brennend. Neubeginn des Zaubers! Ihre Augen näherten sich ihm, verließen ihr Antlitz, wie Spinnen ihr Netz verlassen, an das sie mit einem Faden gekettet bleiben, an dem sie es wieder erreichen können. Und sie waren wirklich wie blaue Spinnen auf Hansens Gliedern, diese raschen Augen Ursulas, die überall hin huschten, mit tausend unsichtbaren Füßen kribbelnd, die ihn liebkosten, entnervten, kitzelten, tausend winzige Zuckungen auslösten, die wie tausend Funken wieder aufglühten in der toten Asche der Wollust. Denn er blieb ganz erschüttert von der Nacht. Er dachte unaufhörlich an die Wollust, voller Abscheu und Wonne! Das also war das große Mysterium, die ewige Liebe, für welche die Menschen leiden, sich abmühen, sich verbannen, sich zugrunde richten und töten!

(Fortsetzung folgt.)

Rundschau.

Finanzpolitisches.

Von Pluto.

Der englische König zieht in Berlin ein, aber dieser Einzug an sich, das Feierliche daran ist so gleichgültig, wie der Überzieher, den man diesmal unserm Oberbürgermeister am Brandenburger Tor gestattet hat. Das Wichtige vielmehr ist die auch von der Börse begriffene Tatsache, daß hier ein Mann, der noch mehr als der geborene König, der geborene Unterhändler ist, als Politiker kommt. Indem er von dem Unterstaatssekretär des Auswärtigen begleitet wird, der doch in erster Linie Mitglied des Parlamentes sein muß, manifestiert er wahrscheinlich mehr vor seinem eigenen Volke die enge Zusammengehörigkeit mit dem gegenwärtigen Ministerium, also der herrschenden Majorität. Die kontinentalen Regierungen aber, die vom König Eduard besucht wurden und noch besucht werden, wissen nur zu gut, daß dessen diplomatische Rolle rasch ausgespielt sein würde, ohne Wunsch und Willen seines Volkes, Bündnisse und Gegenbündnisse zu schließen. Wer sich durch noch so interessante Tagesereignisse von der Hauptfrage nicht ablenken läßt, wird auch die ganzen Orientalischen Wirren in den jetzigen Berliner Besprechungen als nur zweiten Ranges ansehen. Von erstem Rang ist nur eine einzige — die englisch-deutsche Frage! Vielleicht daß die Börse auch schon den freundschaftlichen Begrüßungen unter den beiden Monarchen mit höheren Kursen salutiert, ebenso wie sie ja kurioserweise den Vorschlag Rußlands sofort günstig aufnahm, der Pforte die bulgarische Entschädigung durch seine eigene Verzichtleistung auf die alte Kriegsschuld zu bezahlen. Keinesfalls hat unser Bankwesen jemals in den Chauvinismus eingestimmt, dem leider andere unserer praktischen Berufsstände wie Techniker, Ingenieure usw. von Zeit zu Zeit unterlagen. Das waren Männer, deren Gebiete einen ganz neuen Aufschwung genommen hatten und die deshalb sich leicht versucht fühlten, die älteren Inhaber derselben Gebiete als anmaßend, oder gar abgetan anzusehen. Anders die deutsche Finanz, der beständig die Erfahrungen unserer Kaufleute zur Seite stehen, die also auch das durch nichts übermalte Bild festhalten konnte, von dem englischen Gleichmut, der englischen Duldung und dem englischen Verstande, mit dem jenseits des Kanals das Fremdenelement, also auch das unsere, jederzeit behandelt wurde. Nicht einmal in neuester Zeit hat man es erlebt, daß die City, ähnlich etwa wie Paris, ihre Guthaben bei uns von dem Schwanken politischer Sympathien abhängig macht. In diesem Sinne muß auch die Hoffnung erlaubt sein auf ein schließliches Wiederzusammengehen beider Völker, das aber keine Phrasen, sondern nach Vieler

Meinung nur der Ausgleich der Flottenfrage zu bewerkstelligen vermag. An einem solchen Tage würden sowohl englische, als preußische Konsols um Prozente mehr wert sein.

* * *

Der Schein trügt! Weil die Börse belebt ist, möchte man sie bereits als — sehr belebt ansehen, und das kann unmöglich der Fall sein, solange es unserer Industrie schlecht geht. Zwei Felder werden nunmehr von der Spekulation mit Vorliebe bearbeitet: das der Kolonialwerte und das der Banken. Lange hat unsere Hochfinanz die neuen Kolonien des Reiches nur mit Glacéhandschuhen angefaßt, erst jetzt, als die Gelegenheiten zum Zugreifen sicherer wurden, nimmt sie diese Werte offen in ihre Hand. Nicht einmal die Verkehrsbank, hinter der doch unsere Großinstitute als Gründer gestanden haben, hat während ihres mehrjährigen Daseins viel geleistet, nun aber kommt sie mit ihren afrikanischen Geschäften in Mode, und es dürfte unbedingt gut sein, auf diese Bank fernerhin stetig zu achten. Koloniale deutsche Papiere gibt es, die längst zugrunde gegangen sind, ebonso wie dies mit einzelnen unserer überseeischen Industrieunternehmen geschah, aber es gibt auch Aktien dieser Gattung, die ihren Wert, richtiger: ihren Kurs verdreifachen und vervierfachen konnten. An diese letzte Erscheinung hält sich jetzt unsere Spekulation z. B. in Otaviaktien, glaubt an einen baldigen Diamantenmarkt in Berlin, wo nicht einmal eine deutsche Zinkbörse gegen die Londoner bisher aufkommen kann und nimmt alle die jungen Einrichtungen **Dernburgs**, die ja stets etwas stark Positives für sich geltend zu machen verstehen, als bereits erfüllt an. Kein Wunder, daß besorgte, sowie auch besorgt redende Volksvertreter nunmehr von den Kaufirrungen des Mittelstandes weissagen; dieses harmlosen Mittelstandes, der, sobald er gewinnt, als sehr klug, sobald er aber verliert, als verführt (!) gilt. Weiß man denn wirklich nicht, was sich diese vermeintlich so bescheidenen Kreise sagen, sobald sie in den Blättern die Warnung lesen, daß kleinere Vermögen ihre Hände besser von solchen Papieren lassen sollten? — „Aha! Die Großen wollen's für sich allein schlucken!“ Und so erzeugt die Warnung die gerade entgegengesetzte Wirkung. Natürlich tragen die breiten Schultern Dernburgs unwillkürlich jenen ganzen Kursaufschwung. Indessen wissen es die Wenigsten, welche ungünstigen Beurteiler dieser Mann in einer schmalen, aber doch höchst beachtenswerten Reihe von Praktikern hat, die allerdings auch nicht ganz ohne Neid sein könnten. Von Otavi zu Banken ist der Sprung ziemlich rasch gemacht. So steigen Diskontokommandit daraufhin, weil die Diskontogesellschaft nach Meinung stiller Kenner noch eine große Option besitzt. Das brauchte sie aber noch keineswegs zu einer Kapitalserhöhung zu veranlassen, wäre nicht das Vorbild der Deutschen Bank da. Die Diskontogesellschaft könnte aus ihrem Portefeuille die Hälfte des Aktienkapitales der Norddeutschen Bank in Hamburg nehmen, um sie mit Agio an den Markt zu bringen. Es scheint aber, als ob gerade dieses Aktienpaket den Herren als ein Noli me tangere gelte. Keineswegs zu vergessen, daß die Aufsichtsräte zugleich von der Diskontogesellschaft und von der Norddeutschen Bank Tantiemen beziehen!

* * *

Diplomatie und Handel stehen bei uns noch immer in peinlichem Gegensatz, wie vor allem das unaufgeklärte Vorhandensein eines deutsch-portugiesischen Vertrages beweist, der erst ganz nachträglich unsere leitenden Staatsmänner stutzig gemacht zu haben scheint. Deutsche Kaufleute in Lissabon haben, wenn sie früher nach Berlin kamen und im Auswärtigen Amt vorsprachen, übrigens schon zu Bismarcks Zeiten die Unkenntnis der Handelsdezernenten bewundert. Ob es seitdem besser geworden ist, weiß eigentlich kein Mensch. Neuerdings war auch von der Versetzung des langjährigen Konsuls in Barcelona nach Neapel zu lesen. Nun ist aber Barcelona das wichtigste Emporium Spaniens, wo Deutschland gewiß ungleich größere Interessen zu vertreten hat, als etwa in Neapel. Ist dieser Umstand auch bedacht worden, oder walten hier nur persönliche Gründe vor? Einiges Mißtrauen zu der Durcharbeitung so bedeutsamer Fragen muß schon erlaubt sein, nachdem

z. B. jetzt die Kehrseite der Portoverringerung nach der Union bekannt geworden ist. Es kommen andere, langsamere Schiffe in Betracht, so daß Kaufleute allen Ernstes von Briefen sprechen, die nunmehr später ankommen, als dies seit 10 Jahren der Fall gewesen ist. Und in unserer Post erblickten wir doch früher eine der besten Errungenschaften an Ordnung und Geschwindigkeit.

* * *

Das uneigennützige Rußland zeigt sich wieder einmal bei der Behandlung der bulgarischen Entschädigungsfrage! Die Türkei gebraucht Geld und würde von Bulgarien mit Hilfe der Banque de Paris sicher Geld bekommen (nachdem die Größe der Summe nicht mehr streitig bleibt). Die Herren in Petersburg aber machen die kecke Voraussetzung: Bulgarien könne nichts Bares erhalten und bedürfe deshalb der russischen Hilfe. Diese besteht aber nur in einer Clearingmethode, indem die Pforte ihren Rest auf die an Rußland noch zu entrichtende Kriegsschuld nicht mehr bezahlen soll, aber dafür auch von Bulgarien wenig oder nichts erhalten würde. Was nützt dies aber der jungtürkischen Regierung in Konstantinopel, die sich seit Neuetablierung der orientalischen Frage in schwere Ausgaben gestürzt hat und nunmehr statt wirklicher Summen eine Quittung zu empfangen und eine Quittung auszustellen hätte. Würde dieser Vorschlag Rußlands angenommen werden, was zum mindesten unsicher bleibt, so müßten die Rechnungen der Dette public, der Banque Ottomane, der Deutschen Bank, der Orientbahnen usw. usw. arge Enttäuschungen erfahren. Seit fast 30 Jahren hat die Zarenregierung aus der türkischen Kriegsschuld alle nur erdenklichen Vorteile gezogen, dieser Fischzug wäre aber der reichste. Nachträglich scheint denn auch die Sache so gedreht zu werden, daß die Pforte wenigstens einen Teil der von ihr mit Recht erwarteten Centanten auch wirklich erhält. Von Rußland selbst natürlich keinen Pfennig! Ein Pate, der kein Geschenk gibt.

Die neue Ära in Indien.

Von Fregatten-Kapitän z. D. P. Walther.

Mit obigem Ausdruck verkündete der Vizekönig von Indien Ende vorigen Jahres die von den Eingeborenen mit größter Spannung erwarteten Reformpläne für die Verwaltung Indiens. Dieselben haben mit Rücksicht auf die revolutionären Umtriebe während der letzten Jahre auch ein allgemeines Interesse und werfen ein helles Licht auf die wunderbare Verwaltungskunst, mit der etwa 1000 englische Beamte 300 Millionen Menschen, von denen 50 Millionen noch unter besonderen Fürsten stehen, zu beherrschen wissen.

Englische Schule und Literatur, verbunden mit unbegrenzter Freiheit in Wort, Schrift und Agitation hatten in den Indern neue Ideale von Freiheit und Selbstbestimmungsrecht hervorgerufen, die notwendigerweise auch zu dem Wunsch nach staatlicher Selbstverwaltung und im letzten Ende nach Befreiung von fremdem Joch führen mußten. Erstere den Indern so weit wie möglich zu gewähren, ohne die englische Herrschaft zu erschüttern, ist der Zweck der Reformen. Von Einführung irgendwelcher parlamentarischer Einrichtungen ist dabei allerdings nicht die Rede. Daß die Regierung nicht daran denke, wurde vom Staatssekretär für Indien Mortey im Oberhause besonders hervorgehoben. Über diesen heiklen Punkt sind sich überhaupt alle Parteien in England einig. Der verstorbene, linksliberale Premier-Minister Bannerman erklärte seinerzeit sogar, daß die indische Regierung immer etwas von persönlichem, beinahe absolutem Charakter an sich haben müsse.

Die Reformen beschränken sich daher im großen ganzen darauf, bestehende repräsentive und beratende Körperschaften zu erweitern bzw. neue zu schaffen. Die bedeutendste derselben, der gesetzgebende Rat (legislative council) des Vizekönigs soll von 24 Mitgliedern auf 62 erhöht werden, von denen 34 zu ernennen und 28 zu wählen sind, ein bestimmter Prozentsatz besteht aus Indern. Die Zusammensetzung ist eine derartige, daß eine Regierungsmajorität, wie es auch bisher der Fall war, unter allen Umständen gesichert bleibt. Für die

beratenden Körperschaften der Provinzen hingegen soll die bisherige gesetzliche Regierungsmajorität nicht mehr aufrecht erhalten werden.

Die Gerechtsame aller dieser Körperschaften erhalten gegen früher insofern eine bedeutende Erweiterung, als sie auch andere als reine Geldfragen, auf die sie bisher beschränkt waren, behandeln können. Der Staatssekretär bemerkte hierbei allerdings in seiner Rede unter dem Gelächter des Hauses, daß die Regierung mit ihren Resolutionen ebenso sorgfältig oder nachlässig verfahren werde, wie sie es in England zu tun pflege. Auch könnten die Gouverneure den Beschlüssen der Majorität jederzeit ihre Genehmigung versagen. Man sieht hieraus, wie vorsichtig und langsam die Engländer mit Gewährung größerer Rechte den Indern gegenüber vorgehen.

Als die wichtigste der Reformen dürfte die Zulassung von Eingeborenen zu hohen Regierungsbeamtenstellen, die bisher nur Engländern vorbehalten waren, anzusehen sein. Berücksichtigt man, daß in der indischen Zivilverwaltung überhaupt nur ca. 1000 Engländer sich befinden, d. h. 1 auf 300 000, so kann die Zahl der Stellen, die noch an Eingeborene abgetreten werden können, keine große mehr sein. — Unter allen Umständen nur Engländern vorbehalten bleiben die Stellen der Gouverneure und der 250 Distriktsvorsteher, die im Durchschnitt über je eine Million Inder zu regieren haben. Ihr Ersatz durch Eingeborene ist schon aus dem Grunde ausgeschlossen, weil sich Hindus niemals durch Mohammedaner und Mohammedaner durch Hindus regieren lassen würden und zum Glück für die Engländer beide Religionen über ganz Indien verstreut sind.

Als ein weiterer Grund, weshalb sich Eingeborene zu selbständigen, hohen Stellungen nicht eignen, wird ihr Mangel an Charakter und Energie angeführt. Sowohl die Zivilverwaltung wie die Armee sollen hierin schon viele üble Erfahrungen gemacht haben. Lord Roberts schreibt hierüber in seinem Buch „41 Jahre in Indien“: „Geschichte und Erfahrung haben uns gelehrt, daß die eingeborenen Rassen Indiens nicht Eigenschaften besitzen, die ein Führertalent haben muß. Ich habe viele Eingeborene gekannt, deren Tapferkeit und Opfermut schwerlich übertroffen werden können, aber keinen einzigen, der nicht im Falle der Not und Gefahr zu dem jüngsten britischen Offizier aufgeschaut hätte.“

Es ist mehrfach von den Reformen gesagt worden, daß sie ein Produkt der Furcht vor der aufständischen Bewegung in Bengalen seien. — Wer die indische Geschichte der letzten Jahre verfolgt hat, kommt zu einem anderen Schluß, nämlich, daß sie weit eher als Kompensation für die strengen Maßnahmen anzusehen sind, die die Regierung in den letzten Jahren getroffen und die die unmittelbare Veranlassung zu der gegenwärtigen feindlichen Gesinnung der Bevölkerung gewesen sind. Die schwerwiegendste der englischen Maßnahmen war die Teilung Bengalens im Jahre 1904, ein Schlag gegen die Hindus zugunsten der Mohammedaner, der noch lange nicht verwunden sein wird, weil damit eine große Provinz von 24 Millionen Einwohner künstlich geschaffen wurde, in der im Gegensatz zu den anderen wichtigen Provinzen die Mohammedaner in der Mehrzahl sind. Eine zweite Maßnahme war die Beschränkung der Zulassung zu den höheren Schulen auf die oberen Stände; eine dritte, die besonders die Wut der Literatenkreise erregte, die Beschränkung der Preßfreiheit insoweit, als direkt aufrührerische Artikel die Bestrafung der Redakteure zur Folge hatten.

Da mit diesen Mitteln eine Besserung der Zustände nicht erreicht wurde, ging die Regierung im vorigen Jahre bedeutend schärfer vor. An die Stelle der von den indischen Rechtsanwälten möglichst in die Länge gezogenen Gerichtsverhandlungen wurde für aufrührerische Handlungen ein abgekürztes, summarisches Gerichtsverfahren eingeführt und außerdem ein altes bisher niemals angewendetes Gesetz von 1818 wieder hervorgeholt, nach dem die Regierung mißliebige Personen ohne gerichtliches Verfahren verbannen kann. — Die heilsame Wirkung dieser etwas russischen Maßnahmen zeigte sich bald. Von offenem Aufruhr, wie er 1906 in Bengalen und im Punjab stattfand, verlautete nichts mehr. Der indische Nationalkongreß, eine Art Privatparlament der gebildeten Hindus, das seit zwei Dezennien Ende jedes Jahres zusammentritt und auf die Hindubevölkerung einen großen Einfluß ausübt, hat sich gespalten. Der letzte Kongreß vermochte es sogar über sich, seine Freude und Zustimmung zu den Reformen auszusprechen.

Nachdem so die offene Opposition niedergeschlagen worden, ist in Bengalen eine geheime Bewegung von Fanatikern entstanden, die mittels Bomben die Engländer vertreiben wollen. Eine weitverzweigte Verschwörung wurde vor kurzem entdeckt. Zu einer wirklichen Gefahr dürften solche Ausbrüche des Fanatismus aus den unteren Volksschichten heraus aber kaum werden, da es ihnen an Führung und Organisation fehlt. — Indirekt sollen die Reformen auch gegen diese Art des Widerstandes wirken. Man erwartet, daß dadurch die Gebildeten und die höheren Klassen auf die Seite der Engländer gezogen und veranlaßt werden, der Erregung des Fanatismus und Fremdenhasses entgegen zu wirken. Diese Hoffnung wurde am selben Tage vom Staatssekretär im Oberhause und vom Vizekönig im legislative council in Kalkutta ausgesprochen.

Ein Aufstand großen Stils ist durch die Feindschaft zwischen Mohammedanern und Hindus ganz unwahrscheinlich; dazu kommt das erwachende politische Verständnis der Gebildeten für die Vorteile der englischen Herrschaft durch ihre Schaffung von Rechtssicherheit, Hebung der Wohlfahrt des Landes und Erschließung seiner natürlichen Hülfsmittel, ferner die Gewißheit darüber, daß nach Vertreibung der Engländer wieder die anarchischen Zustände früherer Zeiten Platz greifen würden. Einen schwachen Begriff davon gaben wieder einmal in den ersten Tagen des Januar Zusammenstöße und gegenseitige Tempelschändungen der Hindus und Mohammedaner in Kalkutta.

Die Suffragettes.

Von Dr. Käthe Schirmacher.

Auf dem Kontinent werden sie in weiten Kreisen immer noch mißverstanden. In England gewinnt ihre Beharrlichkeit einen ersten Sieg: die Geneigtheit des Publikums und die Geneigtheit der Presse. Der Fortschritt ist bedeutend genug.

Von Anfang an hatte die Presse den Suffragettes alle Aufmerksamkeit erwiesen, denn das Vorgehen der Suffragettes war eine Neuigkeit, und als solche der Presse willkommen. In welche Form aber kleideten die Berichterstatter diese Neuigkeit? Der Sache und dem Ernst der Sache standen sie fast alle fern, was sie meldeten, war eine Sensationsneuigkeit, eine unweibliche oder lächerliche Sensation. Denn die Suffragettes schienen sich absichtlich von jeder hergebrachten Weiblichkeit zu entfernen, und wenn der Reporter das treulich aufzeichnete, so schüttete der Mann (die gesamte politische Presse ist heute noch männlich) die Lauge seines Spottes oder Witzes über den Bericht.

Die Suffragettes wußten aber sehr gut, was sie taten. „Viele Jahre," sagt Rachel Foster-Avery*) (sie gehört zum Vorstand des Internationalen Verbandes für Frauenstimmrecht) „hatten die Stimmrechtlerinnen, die den Englischen Frauenstimmrechtsverband bilden, praktische Wahlarbeit für solche Parlamentskandidaten geleistet, die sich verpflichteten, wenn sie gewählt würden, für Frauenstimmrecht einzutreten. Waren sie aber im Parlament, so machten sie nur ganz schwächliche Versuche, um den betreffenden Gesetzentwurf auf die Tagesordnung und zur Annahme im Unterhaus zu bringen."

Diese Vertreter der alten Stimmrechtsbewegung nennt man Suffragists. Seit 1903 erstanden die Suffragettes. Der Name schon war — ein Spottname: Suffragette, das politische Weibchen, die Modestimmrechtlerin, das Aufsehen und Reklame suchende Dämchen. Es war ein Wort der Lächerlichkeit, fast des Schimpfs, wie einst die „Gueusen".

„Die Suffragettes," fährt Rachel Foster fort, „die nun sahen, wie das jetzige liberale Parlament, das seine Wahl in bedeutendem Maße Frauen verdankte, und das den Frauen ihre politische Freiheit versprochen, den Frauen sein Wort brach, griffen zu einer ganz neuen Taktik. Es ist ihnen gleich, ob der liberale Parlamentskandidat (bei den zahlreich vorkommenden Ersatzwahlen; allgemeine Wahlen kommen erst 1910) sich für oder gegen Frauenstimmrecht erklärt . . . Sie arbeiten überall gegen die liberalen Kandidaten, weil die liberale Partei als solche ihr Wort gebrochen hat und freuen sich, wenn sie die Wieder-

*) Progress 15. 12. 1908. Amerikanisches Frauenstimmrechtsblatt.

wahl eines liberalen M. P.*) verhindern oder doch seine Majorität empfindlich verringern können."**)

Sie haben das bis jetzt bei 13 Ersatzwahlen getan und so eine Probe ihrer Macht gegeben. Vor 1903 waren die Stimmrechtlerinnen in England keine Macht, ihre Bewegung auf enge Kreise Gebildeter beschränkt, das Frauenstimmrecht eine Doktorfrage. Heute ist es eine Frage der Tagespolitik.

Es arbeiten dafür zusammen: der Landesverband für Frauenstimmrecht (National Union of Women's Suffrage Societies), die National Women's Social and Political Union und die Women's Freedom League (d. h. der Soziale und Politische Frauenlandesverband und die Frauenfreiheitsliga), der Männerverband für Frauenstimmrecht (Men's league for Women's Suffrage), der Stimmrechtsverein der Künstlerinnen (Artists league for Women's Suffrage) und der Stimmrechtsverein der Schauspielerinnen (Actresses league for Women's Suffrage). — Der zuerst genannte Verband ist gemäßigt, die anderen radikal.

Suffragists und Suffragettes gründen ihre Ansprüche auf Frauenstimmrecht auf folgende Grundsätze und Texte: Sie verlangen das Wahlrecht als Steuerzahlerinnen.***) Denn das Grundgesetz der politischen Freiheiten in England lautet: „Steuern dürfen nur mit Einwilligung der Vertreter der Besteuerten erhoben werden." (De tallagio non concedendo. 25. Eduard I.)†) Die englischen Frauen sind im heutigen Parlament aber nicht vertreten. Sie waren es (als Wähler) in allen früheren Parlamenten bis 1832. Das damalige Wahlgesetz brauchte an Stelle des Wortes „man", das die Frau mitbegriff, (wenn sie nicht eigens ausgeschlossen war), den Ausdruck „male person" (männliche Person). Das Wahlgesetz von 1867 strich „male person" und sagte wieder „man". Nach Lord Broughams Akt (von 1850) begreift aber das Maskulinum das Femininum in sich, sofern letzteres nicht eigens ausgeschlossen. — Zu einem diesbezüglichen Rechtsfall (Chorlton versus Lulgg entschied das Gericht freilich, der Ausdruck „man" im Wahlgesetz von 1867 begreife die Frauen nicht mit. — Eine richterliche Entscheidung kommt aber gegen ein Staatsgrundgesetz nicht auf; sie ist in diesem Fall verfassungswidrig.*)

Die Suffragettes vertreten ihre Ansprüche in der Wochenschrift „Votes for Women". (Der Frau das Stimmrecht.) Ihre Herausgeberin ist Mrs. Pethick-Lawrence; ihr Mann ist Jurist und Anwalt. Beide haben sich und ihren Reichtum in den Dienst der Sache gestellt. — Die Suffragettes haben eine ausgezeichnete Organisatrice in Mrs. Drummond (General Drummond genannt, weil sie Tausende von Menschen zu leiten und zu ordnen weiß) und drei weitere geistige Führerinnen in Mrs. Pankhurst, einer gebildeten Frau, die 20 Jahre sozialer Arbeit in der Armenpflege, Mäßigkeitsbewegung und in Schulkommissionen geleistet hat, dann aber erkannte, daß nur die Erlangung des Stimmrechts dem sozialen Elend der Frauen steuern kann;**) in Miß Chrystabel Pankhurst, ihrer Tochter, die Jura studiert hat und eine hervorragende Begabung für den Anwaltsberuf besitzt. (Beweis, ihr Kreuzverhör der beiden als Zeugen geladenen Minister Lloyd George und Herbert Gladstone. Verhandlungen in Bow Street Polizeigericht Oktober 1908); Annie Kenney, eine frühere Arbeiterin, die gleichfalls erkannt hat, daß nur das Wahlrecht die Arbeiterin von dem schweren Druck ihrer Rechtlosigkeiten befreien kann. Die Frauen handeln nach einem wohlüberlegten Plan. Ihre Mittel sind: Bekämpfung der wortbrüchigen liberalen Partei bei allen Ersatzwahlen; Herausgabe ihres Blattes; Massenverkauf von Stimmrechtschriften (meist zu 0,10); Massenversammlungen in geschlossenen Räumen wie unter freiem Himmel (da das liberale Ministerium von ihnen den Beweis verlangte, daß die Frauen das Stimmrecht wollen***); wohlorganisierte, regel-

*) Member of Parliament.

**) In Newcastle z. B. von 6000 auf 2000 Stimmen.

***) England hat kein allgemeines Wahlrecht, die Suffragettes verlangen es auch nicht.

†) Wir verweisen auf Mrs. C. C. Stopes ausgezeichnetes kleines Buch „The Sphere of ‚Man' in the constitution". London.

*) Siehe Mrs. Stopes am angeführten Ort.

**) Weil ein Parlament von Männern, abhängig von männlichen Wählern, Fraueninteressen stets in zweite Reihe stellen, oder sie ohne Sachkenntnis verhandeln muß.

***) Die Riesenversammlung im Hydepark am 21. 6. 1908 brachte 250 000 Menschen zusammen, es war die größte Volksversammlung, die je in England das Stimmrecht gefordert hat.

mäßige Versammlungen in ganz England; der Versuch, Abordnungen an die Minister in das Parlament zu schicken und dort als Steuerzahler Gehör zu verlangen (nur weil letzteres ihnen verweigert wird und sie doch versucht haben einzudringen, sind die bekannten Ruhestörungen vor dem Parlament eingetreten); bei öffentlichen Versammlungen, wo Minister sprechen, den sonst Unzugänglichen, die Frage zu stellen: Wann geben Sie den Frauen das Stimmrecht;*) durch öffentliche Umzüge mit Musik, Bannern, den Suffragettefarben (weiß, purpur, grün), denn sie müssen das öffentliche Interesse tief, lebhaft und dauernd fesseln, die Öffentlichkeit muß für sie Partei ergreifen. Nu so erhalten sie die nötige Stoßkraft. Ihr Sieg ist eine Machtfrage: Gelingt es ihnen, das „wortbrüchige" liberale Ministerium völlig unbeliebt zu machen, so haben sie gewonnen. Man kann nicht leugnen, daß sie diesem Ziele seit 1903 beträchtlich näher gekommen sind. — Ein immer größerer Teil des Publikums begreift, daß die Suffragettes nur ihr verfassungsmäßiges Recht wollen; daß das liberale Ministerium sie hinzuhalten und „hereinzulegen" sucht. Die öffentliche Meinung entzieht einem solchen Ministerium in England besonders leicht ihre Achtung, denn sie liebt „fair play" (ehrliches Spiel); sie findet es heute lächerlich, daß Parlament und Minister durch 100 und 1000 von Polizisten zu Fuß und zu Pferde vor Frauen beschützt werden; sie betont, daß die Frauen bei all ihren Veranstaltungen ordentlich und friedlich vorgingen, und daß die Unordnung erst durch die Polizei verursacht wurde. Ganz besonders unbeliebt aber wird das Ministerium durch die rauhe Art, mit der es die fragenden Stimmrechtlerinnen aus Versammlungen entfernen läßt und durch die Weigerung des Justizministers, die zu Gefängnis verurteilten Stimmrechtlerinnen in die I. Abteilung (politische Vergehen und Verbrechen) zu übernehmen.*)

In ihres Herzens Grunde finden die Suffragettes gar kein Vergnügen daran, diese Agitation zu treiben, Umzüge zu halten, sich zur Schau zu stellen, Maskerade zu treiben, ins Gefängnis zu wandern. Sie wissen aber: dies sind die Mittel zum Zweck. Und sie tun ihre Pflicht, indem sie sie brauchen.

Vertrösten lassen sie sich nicht mehr: Vier der jetzigen Minister sind für das Frauenstimmrecht. Und es wäre nicht möglich gewesen, den Gesetzentwurf mit solcher Unterstützung zu einem Regierungsentwurf zu machen? Doch nur, weil die „befreundeten" Minister aus dem Frauenstimmrecht eine Kabinettsfrage nicht machen wollen. Die Ministerverantwortlichkeit ist aber eine gesamte. Kann der einzelne Stimmrechtsfreund das Kabinett nicht gewinnen, so muß er nach der Auffassung der Suffragettes gehen. Tut er es nicht, erscheint das Frauenstimmrecht ihm dafür nicht wichtig genug, nun, so wollen die Stimmrechtlerinnen ihn eines besseren belehren.

Die Suffragettes haben die öffentliche Meinung nun so weit aufgeklärt, daß die Presse ihnen gegenüber einen ganz anderen Ton anschlägt. So bei folgender Gelegenheit: Selbst einen Frauenstimmrechtsentwurf einzubringen hat das Kabinett abgelehnt; es wird sich aber einem Entwurf von seiten des Hauses nicht widersetzen (der natürlich von vornherein sehr viel weniger Gewicht und Aussicht hat als ein Regierungsentwurf). Es verlangt gleichzeitig, daß dieser Entwurf „demokratisch" sei (d. h. wahrscheinlich das allgemeine Wahlrecht fordert, so daß Frauenwahlrecht und allgemeines Wahlrecht verquickt würden); dann ist das Kabinett nämlich sicher, daß das Oberhaus ihn ablehnt.

Dieses Verfahren nennen nun große politische Blätter „feige", „blind", „jedes moralischen Muts bar", „unwürdig".

Und so scheint sich das Blatt der öffentlichen Meinung Großbritanniens zugunsten der „Suffragettes" zu wenden.

*) Nur weil die Minister diese Frage mit Ausflüchten oder garnicht beantworten, sondern die Fragerinnen hinauswerfen lassen, „heckeln" die Suffragettes jetzt die Minister (to heckle Ministers), d. h. sie lassen sie bei solchen Versammlungen durch dauernde Unterbrechungen nicht mehr zu Worte kommen.

*) Während die Träger der irischen Unabhängigkeitsbewegung und die Träger englischer Wahlrechtsbewegungen stets der Abteilung I zugeteilt werden.

Nachdenkliches über Nachlässiges.

Von Johannes W. Harnisch.

Als das ausgehende ancien régime sich in seiner Haut nicht mehr recht wohl fühlte, mühte es sich um Unschuld, Harmlosigkeit und ländliche Freuden. Es baute Meierhöfe, Trianons; und baute chinesische Pavillons. Und was ist es für ein China, dieses Rokoko-China, in dem die übersättigten Marquisen und Abbés die längst verlorene Unschuld wiedersuchten! Welch putzig Land! Es ist eine Synthese aus Teetäßchen; Porzellandächern mit Glöckchen; gelben Zopfträgern und Schlitzaugen. Auf den Wandbildern in den chinesischen Pavillons steht eine Rokoko-Dame im Reifrock, aber mit gelbem Teint und merkwürdig schiefen Augen vor einem Häuschen mit dem Porzellandach. Das Dach hat die charakteristische Schweifung, aber das Häuschen steht mitten in einem Parke mit Fontänen und Amoretten und Taxushecken, „so regelrecht geschnitten, als wären's Verse Boileaus". — Oder Heines Vorstellung von Indien: „Am Ganges, da duftet's und leuchtet's und Riesenbäume blühn, und schöne, stille Menschen vor Lotosblumen knien." Ausgerechnet! Vermutlich hat noch kein Inder jemals vor einer Lotosblume gekniet. Poetisch schön? Gewiß. Aber wer den folgenden Vers über die Lappen nachliest, der sieht, das Heines Ehrgeiz hier durchaus nicht nur poetisch, sondern auch ethnologisch war. Wir lächeln. Diese naiven Abbés und Marquisen! Der gute Heine! Sind wir soviel weiser?

Gewiß, alles in allem, wir haben mehr gelernt. Und haben mehr Respekt vor dem Tatsächlichen und vor allem, was sich Wissenschaft benamst. Wir würden keine Chinesinnen im Tailor made malen. Wir sind eben in all diesen Dingen exakter geworden, vergessen nie, unser Wissen zu fragen, wenn wir uns künstlerisch mit etwas Fremdem beschäftigen. Denken ernsthaft nach und prüfen faksimilierte Kostümkunden, ehe wir nur ein Ritterfräulein zu Rosse zeichnen. Aber wo wir nicht unseren Ernst anspannen, denken wir genau so schief und flach und scheuen uns nicht im mindesten, darauf unsere Urteile zu gründen. Vor allem in der Politik.

Die Zeitung verführt dazu; und das Zeitunglesen nicht minder. Mein Gott, so am Schnürchen haben wir unser bißchen Wissen über Südafrika und Australien, Abessinien und Siam, Mexiko und China wirklich nicht, daß nur der Name genannt zu werden braucht, um in uns das geographisch und ethnologisch richtige Bild ohne besondere Denkanstrengung entstehen zu lassen. Und nun lesen wir fünf Zeilen aus Kapstadt, zehn aus Bangkok, sieben aus Rio de Janeiro, elf aus Peking, sechs aus Melbourne und vier aus Adis Abeba. Lesen in Hast. Haben wir da die Zeit, uns Südafrika, Siam, Brasilien, China, Australien, Abessinien (was wir davon wissen), wirklich zu vergegenwärtigen? Und nun kommt das Heer der Schlagworte, in die der Zeitungsschreiber das Geschehende einschachtelt: Feudalstaat, Reaktionäre, Nationalisten, Arbeiterfrage, fremdenfreundlich, Kaiser, fortschrittlich und hundert andere. Der Zeitungsschreiber muß sich dieser Schlagworte bedienen, um in den drei oder zehn oder zwanzig verfügbaren Zeilen wenigstens das Ungefähre zu geben. Da er in Hatz schreibt, wird er auch beim Leitartikel sich oft nicht klar machen, wie wenig der Begriff vom Worte gedeckt wird. Der Leser wird's fast nie tun. All das wäre nicht schlimm, wenn's dabei bliebe; aber, wenn ich zehnmal von den persischen Reaktionären oder den abessinischen Christen oder den indischen Nationalisten gelesen habe, dann hat sich mir unmerklich das schiefe Bild ins Hirn geprägt. Ich komme nur schwer von ihm los; müßte dazu besondere Kraft aufwenden; und, was das Schlimmste, ich bin mir gar nicht bewußt, werde es nur gelegentlich einmal, daß sich mir die Dinge ganz schief und verbogen im intellektuellen Bestande speicherten.

Wer dem nachsinnt, dem wird manches jäh in unerwartet anderes Licht gerückt werden. Einige Beispiele werden das am besten geben: Menschenrechte. Gewiß, die Malaien und Neger sind auch Menschen. Heißt: sie gehören zur Klasse des homo sapiens. Haben wir denn aber, wenn wir von „Menschenrechten" und „Auch-Menschen" reden, wirklich das dreimal gefiltierte Typische des homo

sapiens vor Augen? Wir denken gar nicht daran! Wenn wir vom Menschen sprechen, meinen wir den Menschen unserer Klasse, Bildung, Sitte, Religion, Begabung; wer viel abstrahierte, vielleicht den Typus unseres Volkes; im günstigsten Falle den modernen Europäer. Das hindert uns natürlich nicht im mindesten, dem Malaien und Neger dies und das zu vindizieren, weil er „Auch-Mensch" ist. Wären wir nicht so nachlässig, dächten wir nach, so würden wir bald sehn, daß wir von uns, vielleicht von unserem Volke, vielleicht vom modernen Europäer aus abstrahierten. Daß unser Schluß, der Neger müsse als „auch ein Mensch" dies und das zuerkannt bekommen, falsch ist, weil wir an „auch ein Europäer" dachten. Und wenn wir von den allgemeinen Menschenrechten reden, sollten wir füglich des Ausdrucks allgemeine Europäerrechte uns bedienen. Oder ist's anders? Wir müssen schon bekennen, wir hielten uns buchstabengläubig an das Wort Mensch, ohne je zu besinnen, daß wir mit dem Worte ganz verschiedene Begriffe deckten; bald den aus zwanzig oder hundert oder meinetwegen aus zehntausend Europäern abstrahierten Typus, bald den naturwissenschaftlichen Begriff des homo sapiens. Wollen wir wirklich noch über das Rokoko-China lächeln? Und über Heines Inder?

Und dieser Nachlässigkeiten gibt's die Hülle. Man prüfe sich genau, ob nicht, wenn wir von persischen Nationalisten lesen, in irgendeiner Ecke des Gehirns der Schemen des Generals Boulanger oder Henri Rocheforts spukt. Ob wir nicht bei den Worten abessinische Christen sehen, wie im kahlen protestantischen Gotteshause der Geistliche die Vormittagskinderlehre abhält; oder wie im warmen Kerzendämmer weihrauchumwallt der Priester das Hochamt zelebriert. Ob nicht statt der chinesischen Juden in Kaifongfu in Honan Gestalten aus der Tiergartenstraße oder mit dem Hausiererpacken sich uns vors Auge drängen. Oder: die Arbeiterfrage in Deutsch-Ostafrika. Machen wir uns wirklich klar, daß es sich nicht um strebsame, fleißige, fest organisierte, klassenbewußte Industriearbeiter, sondern um indolente, träge Nigger handelt; nach des Negrophilen Franklin hartem Worte, um Tiere, die nur fressen und faulenzen mögen? Und ist uns nicht der fremdenfreundliche Chinese mit einem Tropfen Schillerischen Weltbürgeröles gesalbt? Taucht uns nicht bei der Kunde vom abessinischen Feudalstaate Ostelbien vors liberale, oder bei der Kunde von den türkischen Liberalen Eugen Richter vors konservative Auge?

Ohne daß wir's wissen und wollen, ist hier und dort immer wieder eine Lücke in unserem Denken, eine Nachlässigkeit, die uns von schiefen Begriffen her urteilen läßt; die uns den Fettsteiß einer afrikanischen Heldenjungfrau in den Stahlpanzer der Jeanne d'Arc pressen, einem chinesischen Dorfschulzen den behäbigen Flausch des frohen Kluckhuhn um die dürren Glieder schlappen läßt. Das ist bis zu einem gewissen Grade unvermeidlich. Wenn wir noch so viel lernen, nie lernen wir genug, um nicht falsche Analogien aus Kindheitstagen oder aus früher Kenntnis oder aus häufiger Beschäftigung in wenig Geläufiges hinüberzunehmen. Den Philister am Biertische (auf dem auch Wein oder die Schale Melange stehen kann) mag's nicht drücken. Wer weiter will, und wer nicht Kolonialpolitik und Weltpolitik gegenüberstehen will wie Jean Jaques Rousseau dem Naturmenschen, der muß das eine lernen: sich bescheiden. Zu jedem Volke gehört so Tausendfaches, das sich nicht mit Händen greifen, nicht auf die Platte bannen, nicht in Bücher pressen läßt. Wer nicht die fremde Luft schlürfte, das fremde Leben lebte, kann's nie viel weiter bringen, als rezeptives Verständnis für dies Fremde zu bekommen. Wenn die Engländer uns politisch so viel über sind, so liegt's neben anderem zu gutem Teile auch daran, daß viel mehr von ihnen irgendwo drüben waren.

Wo aber eine uns fremde Rasse zu einer alten Kultur gelangte, wird uns selbst das drüben gewesen sein nicht allzu viel nützen. „Ein Mann, der China sehr lange gedient hat, sagte neulich, daß er in den ersten Jahren des Aufenthaltes in seinem Adoptivvaterlande für vieles eine Erklärung bereit gehabt habe, wo er jetzt kaum wage, ein Wort mit Bestimmtheit auszusprechen." So erzählt uns Max Diehr, der sich selber dort lange aufhielt. Jeder, der es tat, und dem nicht Arroganz den Blick blödete, bestätigt es. Ich meine, wir dürften uns allmählich des Wahnes entschlagen, wir mit unserm spärlichen Wissen vom Fremden, das unter Westeuropäergesichtswinkel gesehen, unter Westeuropäererfah-

rungen eingeschachtelt wurde, könnten dieses Fremde genau verstehen oder ihm gar die richtigen Wege weisen.

Hans von Marées.

Von Otto Grautoff.

Hans von Marées' Kunst bildet das schönste Kapitel der deutschen Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts; sein Lebensschicksal das traurigste Kapitel. Die Ausstellung seiner Werke, die Julius Meyer-Graefe in der Münchner Sezession zusammengestellt hat, erfüllt uns daher ebenso sehr mit Freude und Stolz wie mit einer tiefen Scham. Wir müssen uns schämen, daß uns allen bis heute die Einsicht fehlte, für die Bedeutung dieses größten, deutschen Mannes seit Matthias Grünewald, daß dieser große Mensch und Künstler sein Leben nicht nur in Armut und Verkennung verbrachte, sondern auch noch zwanzig Jahre nach seinem Tode warten mußte, bis die Deutschen, seine Landsleute, den Wert seines Lebenswerkes erkannten. Die Ausstellung, die 134 Bilder und gegen 50 Zeichnungen vereinigt, macht manches wieder gut; sie würde vieles wieder gut machen, wenn die deutschen Künstler und Kunstfreunde das von ihm lernen wollten, was seine Kunst zu lehren vermag. Und seine Kunst vermag alles zu lehren; denn dieser kühne Sucher und anspruchsvolle Kämpfer strebte mit den reinsten und edelsten Mitteln den höchsten Zielen der Kunst zu. Wenn er jetzt so verstanden würde, wie er es verdiente, so müßte die deutsche Kunst einen nie vorher gesehenen Aufschwung nehmen; denn er weist den Malern aus den verwirrenden Kämpfen zwischen Idealismus und Realismus den Weg zu einer höheren Einheit, zu einer stilisierten Idealität, die das höchste Ziel der Kunst aller Zeiten war. Wenn wir die Bilder aus Böcklins letzter Zeit Malerpoesien nannten, so irrten wir. Ihnen fehlt die Einheitlichkeit; in stilisierte Landschaften stellte der Schweizer mit realistischer Treue gemalte Fabelwesen der antiken Sage. An Marées' Werken lernen wir Böcklins Mängel klarer verstehen. Er hat die Figuren und Landschaften, die sein Auge erlebte, zu einer allgemeinen Gattung gesteigert und sie als Gesamterscheinung in eine einheitliche Idealität erhoben, deren elementare Wucht in der Stileinheit aller Bildfaktoren besteht. Seine Kunst erhebt sich über den Zufall des Tageserlebnisses und wird so wie die Kunst aller großen Meister im höchsten Sinne zeitlos.

Marées verbindet Delacroixs schillernden Farbenreichtum mit Puvis de Chavannes großer dekorativer Gebärde. Die Deutschen aber übersahen diesen göttlichen Geist, als er unter ihnen lebte, und erst die Erziehung, die Paris den Künstlern und Kunstfreunden gewährt, vermochte die Einsicht für den Wert dieses deutschen Meisters zu reifen. Die Wege des Lebens sind wahrhaftig sehr verschlungen.

Marées begann als Steffeck-Schüler. Er malte Pferdebilder und Schlachtbilder, die allerdings frühe schon einen unter Deutschen seltenen Sinn für malerische Harmonie und für das Gleichgewicht der Gegensätze in Farben und Formen zeigen. In Italien festigte sein Talent sich. Er ging durch Rembrandt hindurch, vertiefte sich in Giorgione und nahm die edlen Konventionen der klassischen Kunst Italiens ganz in sich auf. Die Antike begeisterte ihn und die pompejianischen Wandmalereien entzündeten seine Bewunderung. Niemals sättigte sein Geist sich an ihnen. Seine Zeichnungen mahnen uns mehrfach an Michelangelo. Dieselbe Wucht, die gleiche Unmittelbarkeit im Ausdruck. Seine Farbe jedoch ist reicher. Es gibt Studien und Entwürfe von ihm, die an Manet erinnern. Aber in seinen großen Farbenkompositionen ist aller Realismus überwunden. Er steigert, was er gesehen hat, zu einer Idealität und schafft dadurch eine Welt, die nicht Abglanz des Sichtbaren ist, sondern ein leuchtender Widerschein innerer Erlebnisse. Die Körper seiner großen Farbenkompositionen scheinen von innen herauszuleuchten; sie sind von Fleisch und Blut, sind aber doch übersinnlich. Sie stehen in einer Landschaft, die die Erde nicht trägt, deren Struktur aber doch glaubhaft erscheint. Linien und Farben klingen mit elementarer Wucht zu einem Ganzen zusammen, und dieses Ganze fühlt man als den unmittelbaren Ausdruck eines starken, feurigen, inneren Erlebnisses. Den Größten reiht Hans von Marées sich an. Wir können diesen Deutschen in einem Atem nennen mit Rembrandt und Michelangelo.

Paris und Maupassant.*)

Von Franz Clement.

Der Zufall legte mir beinahe gleichzeitig zwei Bücher auf den Tisch, die Deutsche über französische Zustände, Kunst und Menschen geschrieben haben und die alle beide mit braver Aufrichtigkeit und unleugbarem Geschmack vieles sagen, das vor ihnen nicht einmal halb so gut von Franzosen und Deutschen gesagt worden ist. Und deshalb muß man ein wenig auf sie eingehen.

Karl Schefflers Buch über Paris ist in jeder Zeile beschwingt; es erzählt mit manchmal naiv anmutendem Lyrismus die Geschichte einer Besitzergreifung, und das ist die Besitzergreifung der heiligen Stadt Paris durch das Individuum Karl Scheffler, seines Namens einer der überzeugendsten Prosaschriftsteller und einer der gedankenvollsten Kunstgelehrten des Deutschland von heute. Karl Scheffler hatte sich von der Stadt, die er jetzt bejubelt, keine untergeordnete Illusion gemacht; er ist genug Kenner gallischer Art, Kunst und Dichtung, um starke Erlebnisse zu erwarten. Als er dennoch zum erstenmal die Säle des Louvre durchwandert und in den alten Straßen, im Schatten der Boisbäume und der geläuterte Tradition ausstrahlenden Bauten, Pariser Bewegung und selbstverständliche Pariser Schönheit in sein Auge aufsaugt, setzt er zu Hymnen an, die er selbst nicht von sich erwartet hätte. Denn Karl Scheffler ist, soweit ich ihn aus früheren Schriften her kenne, gar kein zum billigen Hymnus aufgeräumter Sterblicher; so anschaulich sein Denken, sein in Stil geäußertes Denken auch ist, er hinterläßt eher den Eindruck eines zur vereinfachenden Abstraktion hinzielenden Analytikers als den eines enthusiastischen Künders offenbarer Lebens-, Formen- und Farbenwerte.

Man spürt deshalb von allen ins Spiel tretenden Gefühlen am meisten das einer gewissen intellektuellen Dankbarkeit. Und die Übersicht, die er an der Hand der Louvrebilder über die Vergangenheit und Gegenwart der französischen Kunst gibt, ist ein spontaner Tribut der Dankbarkeit, eine frohe, freie, aber gar nicht undeutsche Hingabe an die seltene Kulturdynamik, die von Fragonard bis Gisley um Ausdruck und um dementsprechende Verstärkung rang. Wer hätte den Mut, wenn es nicht gerade Julius Meier-Gräfe ist, in diesem Überblick die von Scheffler geäußerten, außerordentlich zahlreichen, hier und da kühn anmutenden Ideen im einzelnen einer Kontrolle zu unterziehen. Von so reichmöblierten Köpfen, wie dieser jüngste unserer angesehenen Kunstdeuter einen zeigt, läßt man sich anregen und protzt man nicht mit flegelhafter Auchwisserei. Und sträflicher wäre es noch, diesem genußstarken Kosmopoliten mit engnationalen Beweggründen zu kommen. Er hat schon im voraus darauf eine Antwort geschrieben.

„Nein," sagt er im letzten Kapitel, „nicht undeutsch ist es, Paris zu lieben. Es zu hassen, wäre undeutsch. Denn unsere Erkenntnis kann die Werte nicht missen, die der ganzen Menschheit dort geprägt worden sind. Wir kommen als Lernende in diese wunderreiche Stadt und gehen dankbar von dannen, reicher geworden, ehrfürchtiger und somit auch besser im Fühlen und Meinen. Besser, das aber heißt zugleich auch immer deutscher."

Der Gegenstand des zweiten Buches, über das ich mich heute äußern möchte, hat mit dem Gegenstand des Schefflerschen Buches manches gemeinsam. Maupassant ist noch weniger aus Paris zu entwurzeln als aus seiner normannischen Heimat, und wenn er auch nicht der typische Pariser Franzose ist — den gibt's unter den Dichtern, die zu sehr aufs Produzieren sehen, nimmer — so hat er doch in seinen besten Novellen und dreien seiner Romane, Notre coeur, Fort comme la Most und Bel-Ami stark rhythmisierte Regungen der femininen Seele der Hauptstadt eingefangen. Darüber hinaus ist Maupassant noch mehr: ein prachtvoll entwickelter, rassiger Mensch, ein guter, durch keine Schwefeleien und keine Clique zu beirrender Lateiner, ein kühler Kopf, der zum großzügigen Gestalten vielleicht nicht Herz und Phantasie genug gehabt hätte, wenn seine schöne, immer wuchtig und doch gemessen ausladende Sinnlichkeit ihm nicht gewissermaßen die fehlenden Eigenschaften ersetzt hätte: Vor einer solchen Erscheinung kann man wirklich

*) Paris, Notizen von Karl Scheffler. Insel-Verlag, Leipzig 1908. Preis geb. 10 Mark. Paul Mahn: Guy de Maupassant. Sein Leben und seine Werke. Berlin, Egon Fleischel & Co., 1908. Preis 8 Mark.

in Feuer geraten, ohne gerade eine Frau zu sein; denn die Maupassantsche Männlichkeit können wir als etwas Ehrendes, als eine Art Geschlechtstriumph empfinden. Paul Mahn ist nur etwas zu aufdringlich in der Belobung seines Helden. Wie wenn er nötig hätte, nach all den Einzelheiten, die er gibt, mit den durchschnittlich banalen Lobesprädikaten für Maupassant um Liebe und Achtung zu werben? Wir rechnen die Punkte schon zusammen und machen die Zensurnummer selbst.

Schefflers Buch ist undeutsch in gutem Sinne; es ist kein Wälzer; die Form hat den reichen Stoff aufgezehrt. Paul Mahns Buch ist ein deutsches Buch, sowohl in gutem wie auch in schlechtem Sinne. Mehr im Guten meine ich, denn es ist viel wert, daß wir am Ende der zahlreichen Seiten Genaues, Unzweideutiges und Bleibendes über Maupassants Leben und Werke wissen. Wir haben eine Bilanz zu ziehen, wie am Ende der meisten sog. „deutschen Bücher", und die Bilanz hält sich zugunsten des fleißigen Autors. Das Schlimme sind die Längen, die Ausführlichkeiten und wenn man so brav moralinfrei ist, wie dieser Autor, der den großen Sittenlosen, der Maupassant war, immer verteidigt, müßte man auch so vorurteilsfrei sein, die selbstverständlichsten Dinge ohne lange Begründung zu lassen.

Man merke sich dazu noch etwas anderes: Mahn, ein Deutscher, ist der erste ausführliche und zuverlässige Biograph des reinen Franzosen Maupassant. Jenseits der Vogesen muß man arm sein an begabten Biographen. Denn was könnte mehr reizen, als dieses Leben, das mit dreiundvierzig Jahren in einem wilden Besiegtenschrei abbrach und das einen Taten- und Genußreichtum hat, daß der Tod doch nicht zu früh kam? Dieses volle, im Rausch feinster Gattung verzehrte Leben? Fünf Jahre Jüngling mit langen, geraden Bootsfahrten auf der Seine, denn das Vaterherz Flauberts und die Lehrjahre bei diesem verbissenen musterhaften Künstler, dann Paris, Etretat, Geld und Frauen, kühne Jachtfahrten auf dem sonnigen Mittelmeer, dann Alkohol- und Ätherrausch, ein blinder Schuß in seinen kranken Kopf, daneben das schmerzliche Gesicht einer Mutter, die dieses verwegene Kind des Glückes im Unglück sterben sehen mußte.

Das Gottsuchen der Völker.

Von A. Wirth.

Das Auftauchen vieler neuer Sekten ist immer ein Zeichen für rege Religiosität. Auch die Bekämpfung alter Dogmen beweist doch zum mindesten, daß man sich mit ihnen noch beschäftigt. Alexander von Peez meinte, die Engländer seien nur deshalb dem Kontinent so weit voraus, weil sie die konfessionellen Kämpfe längst hinter sich hätten. Allerdings könnte man auch den Spieß umdrehen und sagen, die Kälte und Nüchternheit der Engländer stehe mit ihrer religiösen Gleichgültigkeit in Zusammenhang. Das eine jedoch ist sicher: Dogmenzänkereien sind immer das Symptom sinkender Zeiten. Schwaner*) wendet sich aber gerade g e g e n die Dogmen. Er wünscht und hofft, daß die Flammen des reinen Gefühls über den trüben Schwalch der Dogmen siege. Er hält es mit Schiller, der zu keiner Religion sich bekennt — aus Religion. Er denkt wie Jean Paul, der einmal äußerte, jedes neue System verenge den Philosophen und bereichere den Dichter. So sucht der Herausgeber des Volkserziehers aus allen Blüten Honig zu saugen, und aus allen Religionen der Welt die kräftigsten Sprüche herauszuholen. Er leistet das für das Volk, was die Chrestomathie Bertolets für die Gelehrten schaffen will. Das eine aber kann ich Schwaner, dem ehemaligen Lehrer, nicht durchgehen lassen: daß er den Brahmanen und Buddhisten „eine Geistesentwicklung von 20—30 000 Jahren" zuschreibt. Tatsächlich ist diese Entwicklung viel jünger als die westliche, sei es, daß man diese mit Homer oder mit der altkretischen Kultur, oder aber, wie es recht und billig ist, mit Ägypten und Sumir beginnen läßt.

Ein neues Evangelium, das er Noismus**) nennt, bringt ein Namenloser. Die Grundlage liefert Kant. Dagegen kommt Nietzsche sehr schlecht weg. Auch der Prophet des „Noismus" beklagt es, daß die Froststarre des alten Dogmatismus die

---

*) Vom Gottsuchen der Völker. Aus heiligen Schriften aller Zeiten von Wilhelm Schwaner. Berlin-Schlachtensee, Germanenbibel und Volkserzieherverlag.

**) Noismus. Von einem Welt- und Gottesgelehrten. Zürich und Leipzig, Th. Schröter.

Blüten der Religion, der Schönheit und der Freude knicke. Auch findet er, daß der Fluch dogmatischer Anschauungen der gleiche sei, „ob er aus dem Munde von Bibelpfaffen oder von Bebelpfaffen, oder gar von Monisten“ ausgeht. Ich kann nicht umhin, daran zu denken, wie Bezold den großen Königsberger Philosophen behandelt, nämlich so, daß eigentlich kein Hund mehr ein Stück Brot von ihm (Kant) nehmen sollte. Jedoch nur so frisch weiter! „Wenn dir's in Kopf und Herzen schwirrt, was willst du Beßres haben?“ Und das Buch des Namenlosen ist anregend und anstachelnd geschrieben. Seine Polemik bringt Neues, ist fruchtbar. Das ist schon viel.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Alle Manuskript- und Büchersendungen

an den Herausgeber Dr. Jos. Ad. Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33.

Nicht erbetenen Sendungen ist Rückporto beizufügen.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Josef Adolf Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33; für Österreich-Ungarn: Dr. Felix Braun in Wien. — Expedition für Österreich-Ungarn bei Hermann Goldschmiedt, Wien I, Wollzeile 11. — Für den Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 76. — Druck von G. Bernstein, Berlin SW. 68, Zimmerstr. 94.

Hat der heutige Mensch eine für ihn passende Umgebung in seinem eigenen Heim? Meistens nein. Denn nur selten wird die Form der Möbel, die Farbe der Möbelbezüge, der Teppiche, der Tapeten von dem Standpunkte aus gewählt worden sein, daß sie zum Menschen trefflich passen. Zu den schweren, reichgeschnitzten Möbeln und den stark gemusterten bunten Tapeten gehört durchaus eine bunte, faltenreiche Kleidung, sonst lassen diese Dinge ihren eigenen Besitzer nicht zur Geltung kommen. W. Dittmar, Möbelfabrik, Berlin, Molkenmarkt 6, geht bei der Schaffung seiner Möbelformen und Einrichtungen von dem Grundsatz aus, „der Hauptschmuck des Raumes sei der Mensch“. Ihm, in seiner modernen Art und Kleidung, muß sich alles anbequemen und unterordnen, so daß er erst den Schlußstein im Raume bildet. Wie wohltuend und sympathisch ein so gestalteter Raum auf den Menschen wirkt, davon sich zu überzeugen ist jedem Gelegenheit gegeben, der die Ausstellung der Firma Dittmar, Berlin, Tauentzienstr. 10, besucht. Für jedermann frei von 9—1 und 3—7, Sonntags von 12—2. Hermann Münchhausen hat sie für Dittmar ganz in dem Sinne entworfen. Auch in seinem Hauptgeschäft, Berlin, Molkenmarkt 6, bietet Dittmar eine reiche Auswahl trefflicher Möbel, Bezüge und Teppiche, die desselben Geistes sind. — Auch da ist Besichtigung frei und stehen Abbildungen solcher Möbel und die Druckschrift „Neue Wohnungskunst“, in der alle diese Gedanken näher zum Ausdruck kommen, gerne kostenfrei zu Gebote.

Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach am Main

gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- und Gallen-Leiden.

Diätetisches Tafelgetränk ersten Ranges.

Wo nicht am Platze, in Apotheken oder einschlägigen Geschäften käuflich, liefern wir direkt ab Quelle in Kisten à 50 ¾-Liter-Bordeauxflaschen frachtfrei jeder Bahnstation Deutschlands unter Nachnahme von Mk. 25.— pro Kiste.